

Johann Kreuzer (Hrsg.)



Sonderausgabe

Hölderlin

Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

J.B.METZLER



J.B.METZLER

Johann Kreuzer (Hrsg.)

Hölderlin- Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Sonderausgabe

Verlag J.B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02402-2

ISBN 978-3-476-00659-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-00659-2

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2002/2011 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei
J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2011
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Inhaltsübersicht

Vorwort XIII

Siglen XV

Editionen 1

Drucke zu Lebzeiten 1

19. Jahrhundert 2

Die Ausgaben von Hellingrath und
Zinkernagel 3

Die Große Stuttgarter Ausgabe (StA) 4

Die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe (FHA) 7

Neuere Teileditionen, Lese- und Studien-
ausgaben 10

Zeit und Person 13

Epoche 14

Kloster – Stift – Beruf 20

Liaisons – Imago und Realität 31

Freundschaften 37

Frankreich (Dezember 1801–Juni 1802) 45

Die Jahre 1806–1845 51

Zur Geschichte des Hölderlinschen
Nachlasses 56

Voraussetzungen, Quellen, Kontext 61

Schule und Universität 62

Rousseau, Schiller, Herder, Heinse 72

Kant, Fichte, Schelling 90

Hölderlin und die Frühromantik 107

Poetologie 117

Wechsel der Töne 118

Geschichtserfahrung und poetische Geschichts-
schreibung 128

Tragische Erfahrung und poetische Darstellung
des Tragischen 138

Zeit, Sprache, Erinnerung (Dichtung als
Zeitlogik) 147

Späte Hymnen, Gesänge, Vaterländische
Gesänge? 162

Werk 175

Hyperion 176

Empedokles 198

Theoretische Schriften 224

Sophokles-Anmerkungen 247

Pindarfragmente 254

Übersetzungen 270

Frühe Hymnen 290

Oden 309

Elegien 320

Nachtgesänge 336

Gesänge 347

Homburger Folioheft 379

Entwürfe 395

Späteste Gedichte 405

Briefe 410

Rezeption 421

Norbert von Hellingrath 422

Jüdische Rezeption 426

Heidegger 432

Benjamin – Adorno – Szondi 439

Nationalsozialismus und

Exilrezeption 444

Deutsche Germanistik der BRD

und der DDR 449

Rezeption im Westen 454

Japanische Rezeption 461

Nachwirkungen 467

Nachwirkungen in der Literatur 468

Nachwirkungen in der bildenden Kunst 489

Nachwirkungen in der Musik 500

Zeittafel 513

Bibliographie 525

Register 541

Werkregister 542

Personenregister 549

Verzeichnis der Mitarbeiterinnen
und Mitarbeiter 558

Inhaltsverzeichnis

Vorwort XIII

Siglen XV

Editionen 1

Drucke zu Lebzeiten 1
19. Jahrhundert 2
Die Ausgaben von Hellingrath und Zinkernagel 3
Die Große Stuttgarter Ausgabe (StA) 4
Die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe (FHA) 7
Neuere Teileditionen, Lese- und Studienausgaben 10

Zeit und Person 13

Epoche 14

Französische Revolution 14
Bonaparte – Napoleon 14
Der Rastatter Kongreß 16
Württemberg 17
Die Landstände 18

Kloster – Stift – Beruf 20

Lauffen am Neckar und Nürtingen 20
Die niedere Klosterschule Denkendorf 21
Schwäbischer Pietismus 21 – *Klosterleben und Ausbildung* 22 – *Die Württembergische Landeskirche* 25
Die höhere Klosterschule Maulbronn 24
Die Studienjahre im Tübinger Stift 25
Dichterbund – Freundschaftsbund 27
Christian Ludwig Neuffer 27 – *Rudolf Friedrich Heinrich Magenau* 28 – *Der Aldermansbund* 28
H.s erste Hofmeisterstelle 29

Liaisons – Imago und Realität 31

Wilhelmine Kirms 31
Diotima – Susette Gontard 31
Eine »frappante« Unterbrechung 32 – *Die Idealisierung der Frau in der Literatur des 18. Jahrhunderts* 34 – *Und die Realgeschichte?* 35

Freundschaften 37

Friedrich Immanuel Niethammer 37
Georg Wilhelm Friedrich Hegel 38
Friedrich Wilhelm Joseph Schelling 38
Isaac von Sinclair 39
Casimir Ulrich Böhlendorff 40
Die Gesellschaft der freien Männer (Literarische Gesellschaft) 41 – *Schweiz – glückliche Republik?* 41 – *Republikanische Poeten* 42

Frankreich (Dezember 1801–Juni 1802) 45

Die Hinreise: Straßburg–Lyon–Bordeaux 45
Der Aufenthalt in Bordeaux: 28. Januar – Mai 1802 46
Rückkehr nach Deutschland 47
Rückschau: *Andenken* 49

Die Jahre 1806–1843 51

Überlieferung 51
Vorgeschichte, faktische Entmündigung und Klinikaufenthalt 52
Verhalten und tägliches Leben bei der Kostfamilie Zimmer 53
Anmerkungen zur pathographischen Debatte 54

Zur Geschichte des H.schen Nachlasses 56

Das Schriftgut 56
Die Realien 58

Voraussetzungen, Quellen, Kontext 61

Schule und Universität 62

Schulbildung 62
Universitätsausbildung 63
Philosophiestudium 63 – *Theologiestudium* 70

Rousseau, Schiller, Herder, Heinse 72

Jean Jacques Rousseau 72
Friedrich Schiller 78
Johann Gottfried Herder 82
Wilhelm Heinse 86

Kant, Fichte, Schelling 90

Kant 90

Kants »Kritik der reinen Vernunft« 90 –
Kants »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten« und *»Kritik der praktischen Vernunft«* 91 – *Kants Ästhetik in der »Kritik der Urteilkraft«* 92 – *Kants Antinomie der teleologischen Urteilkraft und die Antinomie der Freiheit* 95 – *H.s Ideal der Volkserziehung im Licht von Kants Antinomie der Freiheit* 94

Fichte 94

»Fichte bestätigt mir« 95 – *»Ur-theilung«* – *»ursprünglich Theilen«* 97 – *Fichtes Antinomie von Ich und Nicht-Ich und das »Schweben der Einbildungskraft«* 99 – *Wechselbestimmung von Endlichem und Unendlichem* 100 – *Die Poetologie der Wechselbestimmung von Geist und Stoff* 101

Schelling 103

Ursprünglicher Widerstreit des Geistes 103

Hölderlin und die Frühromantik 107

Bezugnahmen 107

Theoretische Positionen 108

Anknüpfung an Platon 109 – *Anknüpfung an Kant* 109 – *Anknüpfung an Fichte* 110 – *Endlichkeit – Unendlichkeit* 111 – *Philosophie und Poesie* 112 – *Religion und Neue Mythologie* 113 – *Bildung des Individuums und Geschichtstopie* 115

Poetologie 117**Wechsel der Töne** 118

Ausgangspunkte 119

Umfang und Wurzel der Tonlehre 119

Der poetische Geist in seinem Werk 121

Tonstruktur und Gattungspoetik 122

Versuche der Anwendung 125

Geschichtserfahrung und poetische**Geschichtsschreibung** 128

Die Zeitlichkeit des Absoluten und die Genese des Problemfeldes »Geschichte« 128

Die poetische »Mythe« als *lebendiger Zusammenhang* 131

Poetische Geschichtsschreibung und Geschichtlichkeit der Poesie 134

Tragische Erfahrung und poetische Darstellung des Tragischen 138

Genese und Problematik eines modernen Trauerspiels 138

Die zeitgenössische Insistenz der tragischen Erfahrung 140

Die Transformation der tragischen Erfahrung in der modernen Poesie 143

Zeit, Sprache, Erinnerung (Dichtung als Zeitlogik) 147

Bezugspunkte 147

Gedächtnis und Erinnerung (Religion) 149

Erinnerung und Zeit (Geschichte) 150

»Eine Erinnerung haben« 154

Die schöpferische Reflexion der Sprache 155

Poetische Logik 157

Sprache und Erinnerung: Logik der Zeit 160

Späte Hymnen, Gesänge, Vaterländische Gesänge? 162

Hymnen und hymnisches Sprechen 163

Gesänge als Vorspiel 166

Werk 175**Hyperion oder Der Eremit in Griechenland** 176

Entstehung 176

Analyse und Deutung 176

Die frühen Fassungen 177 – *Erster Band,**Erstes Buch* 179 – *Erster Band, Zweites**Buch* 182 – *Zweiter Band, Erstes**Buch* 187 – *Zweiter Band, Zweites**Buch* 189

Schlußbetrachtung 195

Empedokles 198

Chronologie und Textkonstitution 198

Der Wechsel des Protagonisten 199

Empedokles im 18. Jahrhundert 201

H.s Einspruch 202

Frankfurter Plan 203

H.s Portrait von Empedokles 204

Erster Entwurf 206

Zweiter Entwurf 211

Grund zum Empedokles 213

- Dritter Entwurf 217
 Das Experiment einer anderen Sophokles-Lektüre 221
 Rezeption 222
- Theoretische Schriften** 224
 Frühe Aufsätze 224
 Entstehung 224 – *Analyse und Deutung* 225
 Seyn, Urtheil, Modalität 228
 Entstehung 228 – *Analyse und Deutung* 228
 Fragment philosophischer Briefe 232
 Entstehung 232 – *Analyse und Deutung* 233
 Aufsätze zur Poetologie 237
 Frankfurter Aphorismen 237 – *Journal-Aufsätze* 238 – *Poetologische Entwürfe* 241
- Sophokles-Anmerkungen** 247
 Gliederung und Aufbau 247
 Analyse und Deutung 247
- Pindarfragmente** 254
 Entstehung 254
 Analyse und Deutung 257
 Das Höchste 257 – *Vom Delphin – Das Alter* 259 – *Von der Ruhe* 260 – *Das Unendliche* 261 – *Von der Wahrheit* 261 – *Die Asyle* 262 – *Untreue der Weisheit* 263 – *Das Belebende* 267
- Übersetzungen** 270
 Arbeiten vor 1800 270
 Homers Iliade 270 – *Lucans Pharsalia* 271 – *Reliquie aus Alzäus* 271 – *Ovid: Phaëthon* 271 – *Dejanira an Herkules (aus Ovids Heroiden)* 272 – *Nisus und Euryalus (aus Vergils Aeneis)* 272 – *Sophokles: Chor aus dem Oedipus auf Kolonos* 273 – *Aus der Hekuba des Euripides* 273 – *Horaz: Oden II,6 und IV,3* 273 – *Leander an Hero (aus Ovids Heroiden)* 274 – *Die Bacchantinnen des Euripides* 274
 Um 1800: Pindar 275
 Bis 1805: Sophokles 278
 Bruchstücke aus Sophokles nach 1800: Oedipus auf Kolonos und Ajax 278 – *Die Trauerspiele des Sophokles: Oedipus der Tyrann. Antigönä* 279
- Frühe Hymnen** 290
 Entstehung 291
 Hymnische Ansätze in der Klosterschulzeit 291 – *Klopstock als Lehrer Hölderlins* 293 – *Die Grundlegung der Tübinger Hymnik in der Harmoniehymne* 295 – *Neue Studienimpulse* 296 – *Die Bundeslieder und Schillers Liebesphilosophie* 296
 Analyse und Deutung 299
 Die metrische Gestaltung der Tübinger Hymnen 299 – *Die Hymneneingänge* 300 – *Die gedankliche Entwicklung der Hymnen in den Aretalogien* 301 – *Die Appellstruktur der Hymnen* 305 – *Die Hymnenschlüsse* 306 – *Der Grundriß der Tübinger Hymnen* 307
 Zeitenössische Aufnahme und Wirkung 307
- Oden** 309
 Einleitung 309
 Phasen der Odendichtung 309
 1: 1786–1789 (*Maulbronn, Tübingen*) 309
 – 2: *Januar 1796–Sommer 1798 (Frankfurt)* 309 – 3: *Herbst 1798–Sommer 1800 (Homburg)* 309 – 4: *Sommer 1800 – Frühjahr 1801 (Stuttgart, Hauptwil)* 310 – 5: *Juni bis September 1801 (Nürtingen)* 310 – 6: *Nach 1806 (Tübingen)* 310
 Analyse und Deutung 311
 Für Phase 1: Keppler 311 – *Für Phase 2: Dem Sonnengott – Sonnenuntergang* 312 – *Für Phase 3: Der Main* 314 – *Für Phase 4: Dem Ahnenbild – Unter den Alpen gesungen* 315 – *Für Phase 5: Stimme des Volks* 317 – *Für Phase 6: Nicht alle Tage – Wenn aus der Ferne* 318
- Elegien** 320
 Elegien und Epigramme 320
 Der Wanderer 321
 Menons Klagen um Diotima 322
 Der Gang aufs Land 324
 Heimkunft 325
 Brod und Wein 327
 Rezeption und Überlieferung 327 – *Komposition* 328 – *Zum Gehalt* 330
 Stutgard 331
 Die Revision der drei letzten Elegien 332

- Nachtgesänge** 336
 Die Problematik des Titels 337
 Der Adressat 338
 Das lyrische Ich 340
 Die Gäste 342
 Die Tendenz der Auswahl und Über-
 arbeitung 343
- Gesänge** 347
 Einführung 347
 Zur Frage der Gattungsbezeichnung 349
 Gesamtüberblick 351
 Wie wenn am Feiertage 356
 Germanien 358
 Der Rhein – Die Wanderung 360
 Die Christushymnen 363
Der Einzige 364 – *Friedensfeier* 367 –
Patmos 371
 Andenken 374
 Mnemosyne 375
- Homburger Folioheft** 379
 Entstehung 379
 Zweck 382
 Analyse und Deutung 382
 Edition 384
Norbert von Hellingrath 384 – *Franz
 Zinkernagel* 385 – *Friedrich Beißner
 (StA)* 386 – *D.E. Sattler (FHA)* 387 –
Dietrich Uffhausen 391 – *Michael
 Knaupp* 392 – *Dieter Burdorf* 393
- Entwürfe** 395
 Der Stoff 396
 Abweichung vom vaterländischen Gesang 397
 Die verschiedenen Schicksale der Heroen
 (Synchronie) 397
 Die verschiedenen Charaktere der Natur
 (Syntopie) 398
 Dichter und Götter 399
 Dissonante Natur 399
 Perspektivik 400
- Späteste Gedichte** 403
 Entstehung und Überlieferung 403
 Analyse und Deutung 404
 Rezeption 409
- Briefe** 410
 Entstehung und Druck 410
 Analyse und Deutung 410
Lageberichte 411 – *Zur ökonomischen und
 beruflichen Lage – die Rechtfertigungs-
 brief* 412 – *Zur seelischen und sozialen
 Lage – die Freundschaftsbriefe* 413 –
*Berichte zur politischen Lage und zur Lage
 der Menschheit im allgemeinen* 414 –
*Poetologische Lageberichte – die Werk-
 stattbriefe* 416
- Rezeption** 421
- Norbert von Hellingrath** 422
- Jüdische Rezeption** 426
 Das deutsche Judentum 426
 Die Bedeutung Hölderlins 426
Krieg und Deutschtum 426 – *Zionismus
 und Sprache* 427
 Beiträge zur H.-Forschung 428
Ludwig Strauß 429 – *Ästhetik und
 Poetik* 430
- Heidegger** 432
 Hölderlin als Geschick 432
 Hölderlins Dichtung als Stiftung des Seyns 433
*Die Zwiesprache Heideggers mit Hölderlin
 im Kontext der Forschung* 436
- Benjamin – Adorno – Szondi** 439
 Benjamin 439
 Adorno 440
 Szondi 441
- Nationalsozialismus und Exilrezeption** 444
 Philologie oder Deutung? 444
 Popularisierungen und Hölderlin-Para-
 phrasen 445
 Hölderlin im Exil/Vertonungen 446
- Deutsche Germanistik der BRD und der
 DDR** 449
 Germanistik West: ›heilig nüchtern‹ 449
 Germanistik Ost: Der Revolutionär in der Sack-
 gasse 450
 Edition, Revolution, Subversion 451
 Patient Hölderlin? 451
 Rephilologisierung erneut? 452
- Rezeption im Westen** 454
 Frankreich 454

England 458
 USA 458
 Italien – Spanien – Portugal – Latein-
 amerika 459
 Niederlande – Skandinavien 459
 Griechenland 459

Japanische Rezeption 461
 Ansätze 461
 Erste Phase bis 1945 461
 Zweite Phase 1945–1970 465
 Dritte Phase ab 1970 464

Nachwirkungen 467

Nachwirkungen in der Literatur 468
 Vorbemerkung 468
 Philosophen und Hölderlin 468
 Schwäbische Schule 475
 Romantiker 476
 Jungdeutsche und Realisten 478
 Ende 19. Jahrhundert und Jahrhundert-
 wende 480
 Literatur der Nachkriegszeit 483

**Nachwirkungen in der bildenden
 Kunst** 489
 Vorbemerkung 489
 Die Künstler und ihre Werke 489

Nachwirkungen in der Musik 500
 Hölderlin und die Musik 500
 Die Musiker und Hölderlin 500
*Das 19. Jahrhundert und das »Fin de
 siècle«* 501 – *Die Zwölftonmusik zu Beginn
 des 20. Jahrhunderts* 502 – *Die 1930er bis
 1950er Jahre* 503 – *Die 1950er bis 1970er
 Jahre: Serialismus und Tradition* 504 –
*Die 1970er Jahre bis in die Gegenwart: Von
 der Tonmusik zur Klangmusik* 505

Zeittafel 513

Bibliographie 525

Register 541

Werkregister 542
 Personenregister 549
 Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und
 Mitarbeiter 558

Vorwort

Hölderlin ist eine der zentralen Instanzen im poetologischen Diskurs der Moderne. Es gibt, was Antworten etwa auf die Frage nach dem Selbstverständnis der Dichtung oder die Reflexion des Anspruchs poetischer Sprache angeht, kaum eine Aussage in Dichtung und Philosophie, in der nicht auf ihn Bezug genommen würde. Das gilt – die Beiträge zur Rezeption in diesem Handbuch belegen das – nicht nur für den deutschsprachigen Raum, sondern weit über ihn hinaus. Das Kapitel zur Nachwirkung macht deutlich, daß Hölderlin nicht nur im Bereich des geschriebenen Wortes, sondern darüber hinaus auch in den anderen Künsten zum Ausgangs- und Anknüpfungspunkt vielfältiger Formen der Rezeption geworden ist. Diese enorme Resonanz und Aufmerksamkeit dürfte ihren Grund nicht zuletzt darin haben, daß sein Werk seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts sowohl für die bis in die jüngste Gegenwart hineinreichenden innerpoetischen Diskussionen als auch und vor allem für das Gespräch zwischen Dichtung und Philosophie von zentraler Bedeutung ist. Hier gewinnt die Sprachwirklichkeit, die sich in Hölderlins Dichtung manifestiert, zusammen mit den poetologischen wie philosophischen Fragen, die sie aufwirft, singuläre Kontur. Diese Fragen hängen – auch dies belegt das Handbuch auf vielfältige Weise – mit den Motiven, der Herausbildung und den Gestalten der Philosophie des Deutschen Idealismus aufs engste zusammen. Ohne Hölderlin bliebe das Bild von den Problemstellungen, auf die der Deutsche Idealismus als Antwort zu begreifen ist, einseitig und unvollständig. Daß Hölderlin die Sprache der Dichtung als Konsequenz transzendentallogischer, bewußtseinsphilosophischer und nicht zuletzt auch lebensweltlich-geschichtlicher Überlegungen begreift, läßt sein Werk gerade auch in philosophischer Hinsicht gleichrangig neben dem Hegels oder Schellings stehen. Diese philosophische Relevanz erklärt vielleicht auch die Aufmerksamkeit, die es gerade in nachidealistischen Zeiten erfährt.

Die Bedeutung der Sprachwirklichkeit, die Hölderlin in seinem Werk poetisch materialisiert hat, ist in der Moderne virulent geworden, als

sich diese nach dem Ende der Hochzeit des Glaubens an die ›positiven‹ Wissenschaften im 19. Jahrhundert und forciert durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts ihrer Fragilität bewußt wurde. Heidegger hat in dem 1966 geführten Spiegelgespräch emphatisch bekannt, daß er Hölderlin nicht für ›irgendeinen Dichter‹ halte, »dessen Werk die Literaturhistoriker neben vielen anderen auch zum Thema machen«. Hölderlin sei vielmehr »der Dichter, der in die Zukunft weist.« Den sachlichen Kern dieser Bedeutung von Hölderlins Werk hat weniger zugespitzt, aber deswegen nicht weniger zutreffend Adorno benannt, wenn er feststellt, daß sich bei Hölderlin abzeichnet, »was erst Kultur wäre: empfangene Natur«. Diagnostische Trenn- wie philosophische Tiefenschärfe gewinnt dieser Satz vor dem Hintergrund einer Bemerkung Kants. In einer Reflexion aus dem Nachlaß heißt es, es sei ein »schädlich Vorurteil« zu glauben, »daß alles ehedem eben so gewesen und künftig bleiben werde. Die Natur bleibt, aber wir wissen noch nicht, was Natur ist.« Was sich hier noch nicht wissen läßt – unter das Stichwort »Heimath« setzt Hölderlin die Zeile: »Und niemand weiß« –, können wir gleichwohl erinnern. Dies Erinnern ist ein produktiver Akt – »So komm! Daß wir das Offene schauen,/ Daß Lebendiges wir suchen, so weit es auch ist«, notiert die Überarbeitung von *Brod und Wein* –, es ist ein produktiver Akt, der ohne die Sprache der Dichtung nicht möglich wird. Denn erst in ihr kann ihm die Wirklichkeit gegeben werden. Dies zu leisten oder zu reproduzieren, hat Hölderlin als Bedeutung und Wirklichkeit der Sprache aufgefaßt – das hat er in seiner Dichtung exemplarisch realisiert, das hat sein Werk zum Vorbild werden lassen, an dem sich bis in die jüngste Gegenwart nicht nur in der Literatur und in den Philologien, sondern auch in den anderen Künsten und in der Philosophie das jeweilige Selbst- und Weltverständnis auskristallisiert hat und auskristallisiert.

Dem Rang von Hölderlins poetischer Arbeit wird kein ein- oder nachfühlendes Pathos gerecht – ein Pathos, das zudem meist mit der Funktionalisierung der Biographie einhergeht. Solchen Funktionalisierungen hat Robert Walser –

dem Ineffabile des Individuellen gegenüber Dezenz einfordernd – den schönen Satz entgegengehalten: »Hölderlin hielt es für angezeigt, das heißt taktvoll, im vierzigsten Lebensjahr seinen gesunden Menschenverstand einzubüßen, wodurch er zahlreichen Leuten Anlaß gab, ihn aufs unterhaltsamste, angenehmste zu beklagen.« Die Bedeutung von Hölderlins Dichtung und die Auseinandersetzung mit ihr verlangt ein verlässliches Set an Informationen zu Leben, Werk und Wirkung auf der Basis des derzeitigen Wissens- und Forschungsstandes: Ein solches zu geben ist ein Ziel dieses Handbuchs. Dem dienen die Exposition der Biographie Hölderlins im Kontext der Epoche, die Erläuterung der Voraussetzungen, Quellen und des Kontextes seines Werks, die Darstellung und Diskussion seiner Poetologie und der Perspektiven, die sie erschließt, sowie schließlich die ausführlichen Werkanalysen, die Hölderlins gesamte poetische Arbeit umgreifen: von den Frühen Hymnen über den Hyperion-Roman, die Arbeit am Empedokles-Projekt, die Pindar- und Sophokles-Übersetzungen bis zu den »großen« Elegien, den Gesängen und Entwürfen sowie den spätesten Gedichten, die im Tübinger Turm entstanden sind. Die Kapitel zur Rezeption und zur Nachwirkung in Literatur, Musik und bildender Kunst, die – wie Zeittafel, Bibliographie und Register – dann folgen, vervollständigen, was dieses Handbuch sein will: ein Arbeitsinstrument, das Begriffe, Zugangsweisen und Methoden für das Verständnis von Hölderlins Werk und für die Auseinandersetzung mit ihm zur Verfügung stellt.

Das hier vorliegende Handbuch bietet im folgenden aber auch nicht weniger als die Analyse, Deutung und Interpretation von Hölderlins gesamtem Oeuvre einschließlich seiner Voraussetzungen und seines konzeptionellen Bezugsrah-

mens. Dabei war freilich keine monolithische Gesamtdeutung das Ziel, in der die verschiedenen Zugangsweisen zu dem, was Hölderlin sein poetisches »Geschäft« genannt hat, und die Anstöße und Denkmotive, die von ihm ausgehen, zum enzyklopädischen Stillstand gebracht würden. Die Nuancen und verschiedenen Perspektiven, die das Werk Hölderlins in der Diskussion von Philosophie und Dichtung seit Kant eine einzigartige Rolle haben zukommen lassen, sollten nicht synthetisiert, sondern transparent gemacht werden. Daß sich die Vielfalt divergenter Deutungen und Zugangsweisen, die Hölderlins poetische Arbeit erlaubt und hervorruft, in den Beiträgen dieses Handbuchs widerspiegelt, ist deshalb durchaus Absicht. Denn gerade hier gilt, was Hölderlin als Charakteristikum und wenn man so will als »Wesen« jener Wirklichkeit, die wir mit »Sprache« meinen, aufgefaßt und poetisch realisiert hat: Sie ist nicht das Mittel, sondern das Worin des Verstehens. Ein Verstehen freilich, das inmitten und gerade angesichts einer antagonistischen Welt zunehmend zum Asyl geworden ist. Die Ambivalenz dieses Asyls der Sprache – seine Notwendigkeit wie Gefährdung – hat Hölderlin wie wenige gesehen und zunehmend thematisiert, zuletzt wenn er davon spricht, daß wir »fast/ Die Sprache in der Fremde verloren« haben.

Vielleicht ist es ein Gradmesser der Aktualität Hölderlins, daß die Gefahr dieses Sprachverlusts, den er kurz nach der Epochenschwelle 1800 registriert hat, seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts gewiß nicht geringer geworden ist. Gerade das aber macht die Auseinandersetzung mit seinem Werk notwendig. Das hier vorliegende Handbuch versteht sich als Hilfe dazu.

Juni 2002

J.K.

Siglen

- StA Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Große Stuttgarter Ausgabe hg. v. Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, Stuttgart 1943–85.
- FHA Sämtliche Werke. »Frankfurter Ausgabe«. Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Dietrich E[berhard] Sattler u. a., Frankfurt/M. 1975 ff.
- KTA Sämtliche Werke. Kritische Textausgabe, hg. von Dietrich E[berhard] Sattler. Mithg. Wolfram Groddeck, Darmstadt/Neuwied 1979 ff.
- MA Sämtliche Werke und Briefe, hg. von Michael Knaupp, München 1992f.
- KA Sämtliche Werke und Briefe, hg. von Jochen Schmidt, Frankfurt/M. 1992–94.
- HJb Hölderlin-Jahrbuch.
- T Hölderlin. Texturen, hg. v. Ulrich Gaier, Valérie Lawitschka, Stefan Metzger, Wolfgang Rapp, Violetta Waibel, Bde. 1–4, Tübingen und Marbach 1995–2002.
- IHB Internationale Hölderlin-Bibliographie.

Editionen

Drucke zu Lebzeiten

H. hat in der Zeit seiner Tätigkeit vor den Jahren im Turm neben seinem zweibändigen Roman und der Sophoklesübersetzung (†Übersetzungen) verstreut etwa siebenzig Gedichte veröffentlicht (vollständiger Überblick in Kohler 1961). Noch im Stift konnte er in Gotthold Friedrich Stäudlins auf eigene Kosten herausgebrachten *Musenalmanach für 1792* die *Hymne an die Muse*, *Hymne an die Freiheit*, *Hymne an die Göttin der Harmonie*, *Meine Genesung. An Lyda* veröffentlichen. Stäudlins *Poetische Blumenlese fürs Jahr 1793* druckte weitere sieben Gedichte H.s. Stäudlin vermittelte auch einen ersten Kontakt zu Schiller (†Rousseau, Schiller, Herder, Heinse), in dessen *Thalia* 1794 neben der Hymne *Griechenland* (†Frühe Hymnen) das *Fragment von †Hyperion* erschien und H. eine erste Verbreitung über württembergische Lokalamanache hinaus verschaffte. Zu der von Schiller angebotenen ständigen Mitarbeit an den *Horen* kam es nicht, jedoch druckte Schiller 1797 dort noch *Der Wanderer* (10. Bd., 6. St., Aug. 1797) und *Die Eichbäume* (12. Bd. 10. St., Feb. 1798) und im *Musenalmanach*, den er bei Cotta herausgab, *Der Gott der Jugend* (1796), *An den Äther* (1798), *Sokrates und Alkibiades* und *An unsre Dichter* (1799), zwei davon als »Lückenbüßer« zum Auffüllen des Umbruchs.

Nicht zuletzt Schillers Empfehlung brachte H. zu Cotta als Verleger des *Hyperion*. Cotta zahlte ein sehr mäßiges Honorar von 100 Gulden; H. wollte nicht »jüdeln«. Der erste Band vom April 1797 war vom Tübinger Drucker Hopfer in Antiqua-Lettern gesetzt, die Schiller gerne für »bedeutende Sachen« verwendete. Die Papierqualität war mäßig, das einzige Exemplar auf gutem Vellin dediziert H. Susette Gontard. Im September 1799 kam der zweite Band heraus. Die von Cotta festgesetzte Auflage von nur 350 Exemplaren läßt darauf schließen, daß sich der Absatz des ersten Bandes in einem ähnlich bescheidenen Rahmen bewegte.

H.s Freund Neuffer (†Kloster – Stift – Beruf) brachte bei Steinkopf in Stuttgart das *Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799* heraus, das insgesamt 14 Gedichte H.s ent-

hielt, sieben davon unter dem Pseudonym »Hillmar«; im folgenden Jahr waren es nochmals neun, darunter *Emilie an ihrem Brauttag* und ein »Hillmar«. Während seiner ersten Homburger Zeit erschienen außerdem noch eine Reihe von Gedichten in ziemlich abgelegenen Jahrbüchern. Nach dem Scheitern von H.s Journalprojekt bemühten sich in Stuttgart seine Freunde nicht nur um Einzeldrucke – Haug etwa brachte im Taschenbuch für 1801 *Für Herz und Geist* die *Rückkehr in die Heimat* –, sondern es gab ernsthafte Pläne für eine Ausgabe gesammelter Gedichte von H. Der rege Publizist Ludwig Ferdinand Huber verhandelte mit Cotta und war mit ihm bereits über Honorar und Auflage einig; 1802 sollte die Ausgabe herauskommen. Als »Proben« veröffentlichte Huber in seiner Zeitschrift *Flora. Teutschlands Töchtern gewidmet* im Herbst 1801 *Der Wanderer*, in folgenden Jahr *Heimkunft*, *Die Wanderung*, *Dichterberuf* und *Stimme des Volkes* (†Oden, †Elegien, †Gesänge). Die Ausgabe der gesammelten Gedichte kam nicht zustande. Huber brachte 1804 im Nachfolgeorgan der *Flora* mit dem Titel *Vierteljährliche Unterhaltungen* noch den *Archipelagus*.

Aus Bordeaux zurück, schloß H. seine Übersetzung der sophokleischen Tragödien ab; über seinen Homburger Freund Sinclair (†Freundschaften) kam er zum Verleger Friedrich Wilmans in Frankfurt. H. brauchte für nochmalige Überarbeitungen, Übersendung des Manuskripts und Fahnenkorrektur so viel Zeit, daß Wilmans schließlich die *Trauerspiele des Sophokles* zum geplanten Termin im April 1804 herausbrachte, während H. über den Fahnen saß und über Satz und Typen reflektierte. Die Ausgabe enthielt dementsprechend viele Druckfehler. Wilmans veröffentlichte außerdem unter dem Titel †»Nachtgesänge« neun späte Gedichte im *Taschenbuch für das Jahr 1805. Der Liebe und Freundschaft gewidmet*, die H. ihm im Zuge der Arbeit an den Sophoklesübersetzungen geschickt hatte. Aus H.s Plan hingegen, bei Wilmans »[e]inzelne lyrische größere Gedichte« (StA 6, 435) als eine Art von Flugblättern herauszubringen, wurde nichts, auch wenn die Reinschrift der *Friedensfeier* (†Gesänge) wohl zu diesem Zweck erstellt worden ist.

Dies waren wohl die letzten Gedichte, deren Druck H. begleitet hat. Neuffer druckte in seinem *Württembergischen Taschenbuch auf das Jahr 1806 für Freunde und Freundinnen des Vaterlandes* die zweite Fassung von *Die Heimat* wohl schon ohne H.s Beteiligung. Kurz nach seinem Einzug in den Tübinger Turm (†Die Jahre 1806–1843) veröffentlichte Leo von Seckendorf, ein Bekannter aus der Tübinger Zeit, in seinem *Musen Almanach auf das Jahr 1807* unter dem Titel »Die Herbstfeier« *Stutgard, Die Wanderung* (ohne die letzte Strophe) und die erste Strophe von *Brod und Wein* unter dem Titel »Die Nacht«, im Jahr darauf *Patmos* (1. Fass.), *Der Rhein* und *Andenken* (†Elegien; †Gesänge). Seckendorf griff stark in den Text ein und glättete; es hat ihm aber wohl eine Reinschrift H.s vorgelegen, die von den überlieferten Manuskripten abweicht und heute verschollen ist.

1820 kamen Bestrebungen zu einer ersten Ausgabe gesammelter Gedichte H.s in Gang, so bei Kerner; ein anderer Impuls ging vom Winckelmann-Herausgeber Johannes Schulze und dem überaus rührigen preußischen Leutnant Heinrich von Diest in Berlin aus, die das Unternehmen mit Kerner zusammen vorantrieben. Handschriften und Dokumente wurden gesammelt, Verlagskontakte hergestellt. Diests Initiative war es auch zu verdanken, daß 1822, katalysiert vom Aufbrechen des griechischen Befreiungskampfs im Jahr zuvor und dem deutschen Philhellenismus, bei Cotta eine zweite Auflage des *Hyperion* von 1000 Exemplaren herauskam. Neuffer veröffentlichte im Zuge dieser ersten H.-Renaissance in seinem *Taschenbuch von der Donau* 1824 und 1825 einige z. T. noch unveröffentlichte Jugendgedichte. Das Unternehmen der gesammelten Dichtungen kam in die Hände von Ludwig Uhland und Gustav Schwab; zwar waren schon 1822 alle Manuskripte bei den Herausgebern, doch ging das Unternehmen nur langsam voran; erst 1826 erschienen die *Gedichte von Friedrich H.* Ziel war eine Etablierung H.s als Dichter, die sich strategisch an den mutmaßlichen Vorurteilen ausrichtete. Die Auswahl war restriktiv nach der Intention, »daß H.s Poesie, beim ersten Erscheinen seiner gesammelten Gedichte, in ihrer vollen und gesunden Kraft sich darstelle« (Uhland, StA 7.2, 567f.) – was konkret bedeutete: die frühen Tübinger Hymnen wurden ausgeschieden, weil sie als zu schillerisch und also unselbständig, die

späte hymnische Dichtung, weil sie als unklar und der Verwirrtheit zumindest nicht fern genug angesehen wurden. Immerhin wurde aber einige Passagen aus der zweiten und dritten Fassung des †*Empedokles* aufgenommen. Die Ausgabe wurde von Verlag ohne Endkorrektur auf den Markt geworfen und war ziemlich fehlerbelastet. Auflage und Werbung waren gering. Arnim etwa beklagte in einer Rezension die restriktive Auswahl. Eine zweite Auflage kam 1843 heraus, ergänzt um eine Biographie von Gustav Schwab, den Karl Gock mit Informationen und Dokumenten versorgt hatte.

19. Jahrhundert

Nach H.s Tod 1843 kam eine erweiterte Ausgabe ins Gespräch. Schon 1844 von Cotta angekündigt, erschienen 1846 *Friedrich Hölderlin's sämtliche Werke*. Besorgt hatte sie Christoph Theodor Schwab, der Sohn Gustav Schwabs. Die editorischen Grundsätze waren weiterhin apologetisch ausgerichtet und von einem stark normativen Literaturkonzept geprägt. Um H. als »Klassiker« installieren zu können, trennte C. T. Schwab die beiden Bände in Dichtung und biographische Texte. Bei den Dichtungen konnte von Vollständigkeit weiterhin keine Rede sein: Übersetzungen und theoretische Fragmente fehlten ganz, die Auswahl der Gedichte setzte mit *Das Schicksal* (1794) ein und endeten mit *Der Rhein*. Den *Empedokles* gab Schwab in einer synkretistischen Version aus allen drei Fassungen. Die Jugendgedichte (zu denen auch *Patmos* gezählt wurde), eine Auswahl von »Gedichten aus der Zeit des Irrsinns« (die auch einige Gedichte aus der Zeit vor 1806 enthielt) sowie das *Thaliafragment* des *Hyperion* und der *Grund zum Empedokles* erschienen zusammen mit einigen Briefen im biographischen zweiten Band. Die hierin enthaltene Biographie brachte dann auch noch einige Stellen aus den †Sophokles-Anmerkungen (311f.), den Frankfurter *Plan zum Empedokles* nebst des Szenenentwurfes im Anschluß an den *Grund*-Aufsatz (300ff.), Gedichtvorstufen (298) und Gedichte aus Jugend (267) und Spätzeit (315f.). Ein philologischer oder kommentierender Apparat fehlte.

Größere Verbreitung fand H. weniger in dieser Ausgabe, auch nicht durch *Hölderlins ausgewählte Werke*, die Schwab jr. 1874 herausgab,

sondern eher in populär-pädagogischen Anthologien wie der *Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen* von Karl Eduard Philipp Wackernagel (ab 1832 sieben Auflagen) oder dessen *Deutschem Lesebuch*; hier kam zum ersten Mal ein nationalistischer Ton in die Edition H.s. Wichtige Multiplikatoren waren auch *Meyer's Groschenbibliothek der Deutschen Classiker* oder Reclams *Universalbibliothek*, wo bis zur Jahrhundertwende einigen zehntausend Bände H. erschienen. Daneben entwickelte sich auch ein Interesse an Dokumentation und Biographie. Gustav Schlesier projektierte eine nie zum Abschluß gekommene H.-Monographie, die aber durch Abschriften v.a. aus dem Briefwerk eine ganze Reihe von Texten erhielt, deren Handschrift später verloren ging. In der *Sammlung historisch-berühmter Autographen, oder Facsimile's von Handschriften ausgezeichneter Personen alter und neuer Zeit* erschien 1845 unter der Nr. 100 erstmals ein Faksimile von H., das wenige Tage vor seinem Tod notierte Gedicht *Freundschaft*.

Gegen Ende des 19. Jh.s kam wieder Bewegung in die H.-Editorik. Die 1884 in Tübingen erschienene Ausgabe von *Dichtungen* von Karl Köstlin (1819–1894) versuchte erstmals – wenn auch nicht ganz konsistent – eine chronologische Anordnung der Gedichte, freilich ohne das Korpus zu erweitern. Carl C. T. Litzmann veröffentlichte in seiner Briefbiographie *Friedrich H.s Leben. In Briefen von und an H.* eine ganze Reihe von unbekanntem Briefen und Hyperionvorarbeiten aus den Handschriften. Anfang der 1890er Jahre begann sein Sohn Berthold Litzmann eine H.-Ausgabe zu konzipieren, die sich an den ersten deutschsprachigen »historisch-kritischen« Ausgaben von Lachmann/Muncker (Lessing), Goedeke (Schiller) oder Suphan (Herder) orientierte. Angestrebt war, einen gesicherten Text mit Varianten zu geben. Das Projekt stieß, vor allem bei den Empedokles-Fragmenten, auf unerwartete Schwierigkeiten. 1896 erschien schließlich in einer Auflage von 3000 Exemplaren eine Ausgabe, deren Text anhand der Handschriften und Drucke kritisch geprüft war. Nach wie vor traf sie eine Auswahl, der Teile des Frühwerkes und die irrsinnsverdächtigen Dichtungen und Übersetzungen der Spätzeit zum Opfer fielen; es ging um »Dichtungen H.s, die in einigermaßen künstlerischer Abrundung erhalten sind.« (Vorwort). Die Gesamtausgabe von Wilhelm Böhm, die zuerst

Jena 1905 und dann in mehreren erweiterten Auflagen erschien, brachte zum ersten Mal seit H.s Ausgabe von 1804 die Sophoklesübersetzungen. Schließlich geht auch die Ausgabe von Marie Joachimi-Dege 1908 in »Bongs Klassikern« auf die Handschriften zurück.

Die Ausgaben von Hellingrath und Zinkernagel

Kurz vor Beginn des ersten Weltkrieges begannen fast gleichzeitig zwei Ausgaben mit historisch-kritischem Anspruch zu erscheinen. Die eine wurde vom Tübinger Germanisten Franz *Zinkernagel* herausgegeben. Der erste Band seiner »kritisch-historische Ausgabe« der *Sämtlichen Werke und Briefe* kam 1914 heraus, der letzte Textband 1926. Zur Veröffentlichung des wichtigen Apparatbandes, der die kritische Textkonstitution begründen, den Anspruch auf Endgültigkeit des Textes untermauern und die Varianten enthalten sollte, kam es jedoch nicht mehr; der Insel-Verlag hatte angesichts des Erfolgs der konkurrierenden Hellingrathschen Ausgabe das Interesse verloren, Zinkernagel latent seine Position v.a. zum Spätwerk geändert; das Manuskript des Apparats liegt heute im H.-Archiv in Stuttgart. Zinkernagel gab trotz des historisch-kritischen Vollständigkeitsanspruchs vom Spätwerk nur eine Auswahl, wie schon alle Ausgaben vor ihm. Gerechtfertigt wurde die Ausgrenzung durch die traditionelle Wahnsinns-hypothese und die damit einhergehende Reduktion des Spätwerks auf biographische Bedeutung; Zinkernagel griff hier auf die von ihm angeregte Studie *H. Eine Pathologie* des Mediziners Wilhelm Lange von 1909 zurück, die ein frühes Latenzstadium von H.s Erkrankung mit dem Inventar klinischer Psychologie zu untermauern suchte. Die Pathologisierung korrespondierte dem blinden Fleck von Zinkernagels positivistischem Ansatz, entzog sich doch gerade das Spätwerk nachhaltig einer Bestimmung durch externe Randbedingungen.

Gerade gegen solche Pathologisierung setzte sich der Herausgeber der konkurrierenden kritischen Ausgabe vehement ab, Norbert von *†Hellingrath*. Der fünfte Band seiner *Sämtlichen Werke* mit den Übersetzungen erschien 1913. Schon seine Münchner Dissertation *Pindar-Übertragungen von H.* (1910) hatte den Untertitel

Prolegomena zu einer Erstausgabe getragen und das Programm dieser Neuausgabe entworfen: nicht Fehlerphilologie, sondern der poetische Gehalt von H.s Übersetzungen wurden hervorgehoben und vor allem unter Rekurs auf Pindar und die Stil­kategorie der »harten Fügung«, die Hellingrath aus Dionysios Halikarnassos entnommen hatte, als eigenständige Qualität des Spätwerkes emphatisch aufgewertet. 1916 folgte Band 4 mit den *Gedichten 1800–1806*. »Dieser Band enthält Herz, Kern und Gipfel des H.schen Werkes, das eigentliche Vermächtnis« (XI). Hellingraths Rehabilitierung des Spätwerkes war bahnbrechend. Sie verband sich bei ihm mit fundiertem editorischem Handwerk; seine Entzifferung gerade der bislang verdrängten komplexesten Handschriften des Spätwerkes ist im Ganzen in ihrer Zuverlässigkeit bis heute anerkannt und wurde grundlegend für die weiteren Ausgaben.

Die Aufwertung des Spätwerkes motivierte sich vor allem durch Hellingraths Nähe zum George-Kreis, dessen emphatischer Ästhetizismus und pathetische Aufwertung des Dunklen und Rätselhaften H. zum Märtyrer einer neoromantisch-symbolistischen Kunstreligion, zum Seher in dürftiger Zeit, zum Exponenten eines »geheimen« Deutschlands, das aus der Vernichtung Europas im Krieg erstehen sollte, stilisierte und in seinen Texten einen unmittelbaren, eigentlichen Anspruch jenseits aller Semantik zu empfangen glaubte (↗Nachwirkungen). Hellingrath teilte Georges These einer gestalthaften Einheit des Gesamtwerkes und machte daraus das Programm einer Dekonstruktion der bisherigen H.-Rezeption vom Spätwerk aus. Dies war der Treib­satz der vehemente Polemik zwischen Hellingrath und Zinkernagel, die weit tiefer als bloße Marktkonkurrenz der Ausgaben ging. Umstritten ist nach wie vor die Bedeutung dieses ideologischen Hintergrundes für Hellingraths Edition. Er schlägt sich vor allem in Hellingraths inhaltlichem Kommentar nieder, der die Distanz zum Text bewußt zu unterlaufen sucht und Paraphrasen in H.schem Duktus gibt. Andererseits explizierte die provokante programmatische Einführung von Dichtung und Philologie die Problematik des Verhältnisses von Interpretation und Dokumentation so deutlich, daß es als avancierte Position der damaligen Editionsphilologie gelten konnte. Der Apparat gibt die Varianten nur in

Auswahl; eine Transparenz auf die Handschriften wird nicht hinreichend hergestellt. Wegweisend ist Hellingraths Kriterium für die Auswahl: Es geht nicht um Überlieferungs-, sondern um Entstehungsvarianten, die ausgehend von der Handschrift den Entstehungsprozeß möglichst vollständig abbilden sollen. Sie sind als »klare Entwicklungsreihe« angelegt; deshalb hebt Hellingrath »aus dem fließenden Übergang des Gedichts von seinem ersten Keim zur letzten Gestalt (oder Entstellung) einzelne möglichst verschiedenen Zustände als mehrfache Fassungen« (269f.) heraus. Damit wurde der Text erstmals in aller Deutlichkeit als eine dynamische Größe verstanden und editorisch dargestellt.

Hellingrath, im Dezember 1916 bei Verdun von einer Granate »zerspellt« (George) und durch diesen frühen Tod später ideologisch mythifiziert, konnte nur die Bände 4 und 5 fertigstellen; seine Mitarbeiter Friedrich Seebaß und Ludwig von Pigenot brachten die Ausgabe bis 1923 zu Ende. Der Text aus Hellingraths Ausgabe war weit verbreitet durch seine Veröffentlichung bei Reclam, wo unter UB 6266–6269 sämtliche Gedichte aus der Hellingrathschen Ausgabe – mit einigen Ergänzungen – herauskamen (bis 1943 ca. 55.000 Ex.).

Die Große Stuttgarter Ausgabe (StA)

Die StA entstand aus der Überzeugung, daß die bisherigen Ausgaben kein »ne variatur« (Hellingrath 1916, 270) beanspruchen könnten und ihren kritischen Ansprüchen nicht genügten. Maßgeblich waren die Arbeiten von Friedrich Beißner, der, nachdem er 1933 mit einer Arbeit zu *H.s Übersetzungen aus dem Griechischen* promoviert, in den 30er Jahren immer mehr Unzulänglichkeiten herausgearbeitet und schließlich eine Neuausgabe ins Auge gefaßt hatte. In Gang kam dieses Projekt durch den 24jährigen Doktoranden Walter Killy. Er ergriff 1941 die Initiative, sprach Beißner an und begann während eines Genesungsurlaubes Kontakte zu seinem Vater in der Berliner Reichskanzlei, zu seinem Lehrer, dem Schillereditor Julius Petersen, und zum Württembergischen Kultusministerium zu nutzen. Als Großleistung des deutschen Geistes im Kriege propagiert, nahm das Projekt in kürzester

Zeit Gestalt an. Die Institutionalisierung durch die offizielle »Zweckvereinigung ›H.-Ausgabe« brachte eine ansehnliche Finanzierung und gute Arbeitsbedingungen ein; die zentralistische Kulturverwaltung machte Handschriften – auch solche in Privatbesitz – zügig per Gesetz verfügbar. Der erste Band entstand unter Zeitdruck, denn er sollte zu den offiziellen Feierlichkeiten zum 100. Todestag 1943 in Tübingen vorliegen. Eine große Subskribentenzahl machte die Papierbeschaffung zum Problem; auf die Druckerei fielen Bomben und zerstörten Teile des Satzes. Berliner Pläne zur Wiederauflage der Hellingrath-Ausgabe, die aus Gründen der Ressourcenbeschaffung als überarbeitete Neuausgabe ausgegeben wurde, brachten eine direkte Konkurrenz zur StA und einen regelrechten Krieg ums Papier. Der 1942 verfaßte ›Arbeitsbericht‹ entstand in diesem Kontext als strategisches Papier. Eine günstlings-induzierte Intervention Hitlers führte schließlich zum Druck der Propyläenausgabe. Aber auch die beiden ersten Teilbände der StA konnten pünktlich erscheinen. Zugleich wurde in Tübingen mit offizieller Beteiligung die H.-Gesellschaft gegründet. Erste Aktivität: die *Feldauswahl*. Besorgt durch Friedrich Beißner. Im Auftrag der H.-Gesellschaft und des Hauptkulturamtes der NSDAP, die noch 1943 verbreitet wurde (Auflage 100.000 Ex.). Nicht zuletzt wegen dieser eilfertigen Ausgabe wurde die H.-Gesellschaft 1946 von den Franzosen verboten (↗Nationalsozialismus).

Die StA ist als historisch-kritische H.-Ausgabe anerkannt. Ihre acht Bände liegen in 15 Teilbänden vollständig vor; die von Beißner edierten Textbände waren 1961, die Brief- und Dokumentationsbände, für die Adolf Beck verantwortlich zeichnete, 1977 fertig, 1985 folgte der abschließende Registerband, den Ute Oelmann aufgrund der Vorarbeiten Becks herausgab.

Die StA trennt deutlich zwischen Text und Apparat. Gegenüber früheren Ausgaben war der Apparat nicht nur »Variantenfriedhof«, sondern wurde als ein wesentlicher Bestandteil des Textes stark aufgewertet. Es wird jeweils ein konstituierter Lesetext gegeben; der Apparat verzeichnet die Entstehungsgeschichte, eine Beschreibung der Überlieferungsträger (Handschriften, Drucke, Abschriften), die Varianten und schließlich Erläuterungen, die neben Sachinformation vor allem Parallelstellen beisteuern. Bei intensiv überarbeiteten Texten werden mehrere »Fassun-

gen« gegeben, z.T. – v.a. bei klarer Handschriftenlage – im Apparat, häufiger – insbesondere bei den meist nicht abgeschlossenen Texten des Spätwerkes – im Textband.

Die StA strebt einen »gereinigten, endgültigen und vollständigen H. Text« (Arbeitsbericht 16) an. Daraus ergibt sich einerseits die *Konstitution eines zitablen, möglichst geschlossenen Lesetextes*, andererseits eine *vollständige* Darstellung aller Varianten, die möglichst *übersichtlich* sein soll. Im allgemeinen wird anerkannt, daß Beißner eine weitgehende Umsetzung der beiden komplementären Postulate nach Vollständigkeit und nach Übersichtlichkeit gelungen sei. Gerade die Spätdichtung in ihrer von Korrekturen überwucherten und zumeist Fragment gebliebenen Überlieferung überforderte den klassischen philologischen Zugriff. Beißner entwickelte zu diesem Zweck eine »genetische Methodex«, die die Entstehung eines Textes umfassend nachzeichnen sollte. Beißner grenzte sich gegen das Paradigma des altphilologischen oder mediävistischen Apparats und seiner Fokussierung auf den Überlieferungsvarianten ab und stellte dagegen – wegweisend für die neugermanistischen Editionsphilologie – die Entstehungsvarianten eines Textes als Gegenstand des Apparats heraus. Die »genetische Methode« ist dem hermeneutischen Paradigma verpflichtet. Beißner versteht ein Gedicht als einen in sich geschlossenen intentionalen Akt, der sich sukzessive im Text materialisiert, bis er in der organisch einheitlichen Gestalt des vollendeten Gedichts seinen adäquaten Ausdruck erreicht hat. Dieses Konzept begründet die teleologische Struktur der Darstellung der Varianten. Die handschriftliche Überlieferung wird auf eine bloß äußerliche Funktion reduziert; Ziel einer Edition kann unter diesen Prämissen nicht die Wiedergabe der Handschrift sein, sondern das ideale Wachstum auf Ebene der Tiefenstruktur des Gedichts, das nicht notwendigerweise mit der realen Textgenese identisch sein muß; in der rekonstruierten zeitlichen Abfolge soll die komplexe räumliche Anordnung der Handschrift aufgehen. Dies konvergiert mit dem Ansatz einer immanenten Interpretation, das aus bekannten Gründen in den 40er und 50er Jahren des letzten Jahrhunderts hohe Konjunktur hatte. Beißner ist sich dabei des konstruktiven Moments seiner Methode bewußt; prägnant zugespitzt spricht er vom »einfühlenden Mitdichten« der Herausge-

bers, das er nach dem zum Allgemeinplatz gewordenen Grundsatz »Edition ist [immer auch] Interpretation« (Manfred Windfuhr) für unumgänglich hält. Die genetische Methode soll zugleich die Übersichtlichkeit der Variantendarstellung gewährleisten. Häufig treppenartig angeordnet und mehrfach hierarchisch gestuft, gibt der Apparat jeweils eine Idealgenese eines einzelnen Lemmas. Beißner versteht die Tätigkeit des Herausgebers als Dienstleistung am Leser, der von der Auseinandersetzung mit der komplizierten Handschrift entlastet werden soll – nicht aber von der durchaus emphatisch geschätzten Arbeit am Text einschließlich seiner Genese.

Beißners Editionsverfahren ist, bei stets betonter Würdigung seiner Leistung, nicht ohne Widerspruch geblieben. Die Kontroverse wurde z. T. mit polemischer Schärfe geführt, manchmal die Grenzen der Sachlichkeit bis hin zum beleidigten Inkompetenzvorwurf mißachtet. Die Kritik an der StA entzündete sich neben Detailproblemen in systematischer Hinsicht vor allem an folgenden Punkten:

(a) Das Lemmatisierungsprinzip der StA garantiert Vollständigkeit der Varianten lediglich im Sinne ihrer vollständigen Nennung. Wesentliche Charakterisierungen wie ihre exakte räumliche Position in der Handschrift, die Kontextualisierung in Überarbeitungsphasen des Gesamttexts, die Begründung ihres Status als Ersetzung oder unentschiedene Alternative und ihrer Abfolge fehlen meist. Auch der Ausschnitt eines Lemmas wird nicht begründet. In Beißners negativem Apparat dominieren paradigmatische Verhältnisse; syntagmatische werden nur vom Lesetext gegeben.

(b) Die StA fällt auch dann Entscheidungen, wenn sie nicht (hinreichend) vom Manuskript gedeckt sind. Motiviert sind sie durch das Konzept eines möglichst geschlossenen Lesetextes als Telos einer idealen Textgenese. Dies betrifft die Festlegung auf eine von mehreren in der Handschrift alternativ nebeneinander stehende Varianten, vor allem aber die Konstitution von endgültigen Fassungen, wo lediglich Entwürfen vorliegen, und die Rekonstruktion von verschiedenen Fassungen eines Textes aus einem kontinuierlichen Entstehungsprozeß. Solche Fassungen versuchen zwar, Umarbeitungen im Kontext darzustellen; sie bleiben aber letztlich spekulative Konstruktionen vorläufiger Ganzheiten,

die zumeist nicht von der Handschrift gedeckt sind.

(c) Die Bewahrung der Dynamik des Textes, die der Rekurs auf genetische Prozesse erreicht, wird durch die Unterstellung einer stringenten Teleologie zu einem endgültigen Lesetext wieder verspielt. Zudem unterstellt die StA von vorne herein, daß sich ein präventiv eindeutiger semantischer Gehalt durch alle Varianten durchhält und nicht verschiebt.

(d) Eine räumliche Darstellung der Handschriften unterbleibt, obwohl diese die Basis jeder Edition sind. Dies gilt auch dann, wenn man, wie Beißner, die Handschriftengestalt nicht für eine hinreichende Repräsentation eines Gedichts hält, weil etwa ihre genetische Interpretation fehlt; auch diese muß bei der Handschrift einsetzen. Hans Zeller hat Beißner die – schon von Karl Goedeke 1876 aufgestellte – plakative Formel entgegengesetzt, die Handschrift müsse aus dem Text rekonstruierbar sein; in der StA sei der editorische Grundsatz der Trennung von Befund und Deutung nicht hinreichend beachtet.

(e) Rückschlüsse auf die Handschriften werden vom Apparat der StA systematisch unterbunden, indem z. B. bei der genetischen Darstellung Mehrfachnennungen von Wörtern auftreten, die sich in der Handschrift nur einmal finden, oder indem der Ausschnitt eines Lemmas nicht weiter begründet wird. Wenn Beißner mit Verweis auf die Entlastungsfunktion der Edition betont, die Handschrift sei keineswegs immer von Interesse, so muß eine historisch-kritische Edition dennoch auch solchen Fällen Rechnung tragen.

(f) Die Feststellung der Unumgänglichkeit von interpretativen Eingriffen bei der Edition rechtfertigt nicht großzügiges Interpretieren. Vielmehr sollten interpretierende Eingriffe auf ein Mindestmaß beschränkt werden und so weit als möglich als solche kenntlich gemacht werden. Diesen Postulaten nach Minimierung und Explikation von editorischer Interpretation genüge die StA kaum, weil sie von vorne herein eine Rekonstruktion einer *idealen* Textgenese ansetzt. Indizien sind u. a. Stellen, wo an streitige Detailbefunde weitreichende Entscheidungen geknüpft werden.

(g) Die Kritik an der StA kulminiert in dem Einwand eines methodisch begründeten Mangels an Transparenz der editorischen Entscheidungen. Genannt werden können hier unzurei-

chende Grundlagen in der Überlieferung oder apodiktische Argumentation trotz mehrdeutiger Befunde. Auffällig ist, daß Beißner in seinen Apologien häufig auf Kategorien wie »Evidenz«, »Divination« oder »langjährige Erfahrung« rekurriert, die manchmal als Autoritätsargument empfunden wurden. Vor allem aber wird durch den Ansatz eines »mitdichtenden« Herausgebers dessen Abgrenzung zum Autor und den Überlieferungsträgern systematisch verwischt. Editorische Entscheidungen werden nicht explizit gemacht und damit in die Autorposition verschoben. Darin kann man eine Immunisierungsstrategie sehen.

Ein exemplarischer Fall zur Prüfung des Verfahrens der StA war der Fund der Reinschrift der *Friedensfeier*, die 1954 in London gefunden wurde, als der zweite Band der StA schon erschienen war. Die Differenzen zu den drei von Beißner konstituierten Fassungen waren augenfällig; insbesondere Beißners Gliederungsvorschlag wurde von der dreistrophigen Form der Reinschrift widerlegt. Beißner druckte die Reinschrift als Anhang zu Band 3 der StA, suchte aber seine Textedition dennoch als Vorstufen zu retten; seine Argumentation wurde insgesamt als dogmatisch eingeschätzt und nicht allgemein anerkannt. Der Text wurde zusammen mit den Vorstufen 1959 von Wolfgang Binder und Alfred Kellertat in Faksimile veröffentlicht. Die Vorstufen sind mit einer Umschrift versehen, die die räumliche Struktur möglichst adäquat ins Medium des Drucks zu transponieren anstrebt. »Die Offenheit des Entwurfs soll erhalten bleiben, ihr widersprache es, die Blätter philologisch weiter und zu Ende zu dichten.« (28) Dieses deutlich gegen Beißner gerichtete Editionsprogramm mit der Bindung an die faksimilierte Handschrift wird wegweisend für die FHA.

Der Lesetext der StA erschien parallel in der sog. »Kleinen Stuttgarter Ausgabe«; außerdem liegt er vielen Leseausgaben zugrunde, so etwa der von Beißner und Schmidt mit überarbeiteter Kommentierung herausgegebenen Auswahlausgabe, die 1969 im Inselverlag erschien.

Frankfurter Hölderlin-Ausgabe (FHA)

Die FHA war bei ihrem ersten Erscheinen 1975 eine ungeheure Provokation. Eine H.-Ausgabe, herausgegeben von dem gelernten Werbegraphiker Dietrich Eberhard Sattler, verlegt vom ehemaligen SDS-Vorsitzenden Wolff unter dem Label »Roter Stern«, mußte im politischen Reizklima im Deutschland der 70er Jahre zwischen Kaltem Krieg und Radikalerlaß, Ölkrise und RAF-Terror unter Ideologieverdacht stehen. Dieser Verdacht war intendiert und vielleicht auch inszeniert. H. wurde gesellschaftskritisch als Antiheld des Widerstandes stilisiert; Bertaux' Thesen von H.s Jacobinismus und seiner Geisteskrankheit als Akt innerer Emigration, ihre literarische Popularisierung in Peter Weiss' *Hölderlin* hatten dem antiautoritären Projekt die Vorlage gegeben. H.s Wahnsinn wurde als »Wahr-Sinn« (Sattler mit Platon via Schleiermacher), Dunkelheit und Rätselhaftigkeit würden zu Widerständigkeit und kritischem Moment erklärt, das die bisherige H.-Philologie – so die polemische Verschwörungstheorie – den Leuten vorenthalten und, in ungebrochener Fortsetzung pathologisierender Werkselektion, im Asyl des Apparats versteckt habe; Resultat sei ein glatter, klassikerhafter Lesetext, der der politischen Vereinnahmung v.a. im 3. Reich in die Hand gearbeitet habe. Dagegen möchte Sattler das ganze Gewicht auf die Fragmentarität, wie sie seinerzeit schon Adorno in seinem »Parataxis«-Aufsatz reklamiert hatte, legen, wobei er sie allerdings zu H.s eigentlicher Intention stilisiert. »Komm ins Offene, Freund!« (Sattler/Groddeck 1977, 19) Die Reaktion auf diese Emphase war geteilt: im Feuilleton überwiegend Zustimmung, in der angegriffenen Germanistik zunächst vehemente, ja gereizte Ablehnung, die H. emphatisch als Kün-der einer göttlichen Präsenz in der Welt jeden kritischen Stachel von vorne herein zu ziehen trachtete. Auch editionsphilologisch mußte der Frontalangriff gegen die etablierte und als fortschrittlich geltende StA verdaut werden, was eine sehr intensive, editionsphilologisch bedeutsame Debatte in Gang setzte. Die FHA entwarf ein provokantes Gegenmodell, das aus der Kritik an der StA editorische Konsequenzen zog. Das H.-Jahrbuch 19/20 dokumentiert die intensive erste Diskussion auf der Jahrestagung der H.-Gesellschaft 1976.

Das auffälligste Kennzeichen der FHA ist der Abdruck sämtlicher Handschriften als Faksimile. Auch wenn manche(r) neigt, dies als Ausdruck eines schriftmystischen Unmittelbarkeitsideals poststrukturalistischer Prägung aufzufassen, ist das methodische Bestreben zunächst, unter Ausnutzung moderner drucktechnischer Möglichkeiten der Forderung nach Transparenz einer Edition bis hin zur Manuskriptvorlage als einziger Legitimationsbasis zu genügen. Die FHA löst die Trennung von Text und Apparat auf und gibt den Text in vierfacher Form: (1) als Faksimile der Handschrift. (2) Transkription im Medium des Druckes; dabei sollen die räumlichen Strukturen möglichst adäquat abgebildet werden; eine zeitliche Gliederung in schematisiert drei Überarbeitungsphasen wird durch verschiedene Schriftstärken – die früheste leicht, die letzte fett – wiedergegeben. (3) Analyse verschiedener zusammenhängender Bearbeitungsphasen der Textes (»Phasenanalyse« bzw. »lineare Textdarstellung«). (4) Geschlossener Lesetext, der je nach Vorlage als »unemendiert« (Reinschrift, autorisierter Druck), »emendiert« (von offensichtlichen Versehen gereinigt), »differenziert« (von Fremdeingriffen gesäubert), »rekonstruiert« (aus Segmenten zusammengesetzt) oder »konstituiert« (lediglich Entwürfe) bezeichnet wird. Diese vier Textebenen sind streng aufeinander bezogen und geben nur zusammen ein adäquates Bild. Daraus ergeben sich Probleme bei der Zitation dieser Ausgabe, die aber bewußt hingenommen werden.

Das Verfahren der FHA soll in hohem Maße Transparenz gewährleisten. Faksimile und Umschrift sollen die Überlieferungslage räumlich repräsentieren; insofern steht die FHA einem strukturalistischen Ansatz nicht fern – auch wenn klare hermeneutische Elemente auszumachen sind. Die Trennung von Befund und Deutung (Zeller) ist die Grundlage des vierstufigen Verfahrens. Dabei ist ein interpretierender Eingriff ausdrücklich nicht geleugnet, vielmehr dürfe die Textsynthese »um so kühner sein, je offener sie sich der Kritik stellt« (FHA E 19), weil durch die Bindung an den grundlegenden Befund jede Deutung im Modus der Vorläufigkeit gehalten werde. Andererseits führt die große Nähe zur Handschrift manchmal zum Verzicht auf plausible Emendationen (z. B. *Natur und Kunst*). Auf interpretierende Herausgebertitel wie in der StA ver-

zichtet die FHA, was gelegentlich zur Identifikationsschwierigkeiten führt, weil sich die Titel der StA mittlerweile in der Forschung eingebürgert haben. Durch die »lineare Textdarstellung« sollen die Überarbeitungen jeweils in ihrem Gesamtzusammenhang dargestellt, eine Dekontextualisierung durch Lemmatisierung vermieden werden. Postuliert wird ein neuer, engagierter, mündiger Leser, der am Text arbeitet und die historische Anbindung und das Beibringen von Sachinformation selbst zu leisten in der Lage ist; daher wird der inhaltliche Kommentar auf überblicksartige Andeutungen verknüpft, Einzelstellen überhaupt nicht inhaltlich kommentiert. Axiome der Edition sind »Vollständigkeit«, »Authentizität« und »Zugänglichkeit«, d. h. durchsichtige und popularitätsfähige Präsentation aller verfügbaren Materials.

Obwohl die Anlage der FHA »sich am Entwurfscharakter des H.schen Spätwerkes« orientieren soll (FHA E, 18), wird die Methodik gerade bei den späten Gesängen tiefgreifend geändert. An die Stelle der Werkstufenedition tritt »die editorisch neue[] form des kumulativen textes« (FHA 7, 8). Grundlage ist die These, daß H. die Entwürfe etwa ab 1802 auf 12 Großgesänge, geordnet in drei Triaden und jeder überdies in zwei Fassungen, angelegt habe. Auf diese hypothetischen Texte werden die Textbefunde teleologisch ausgerichtet; die Rekonstruktion entfernt sich z. T. weit von der Überlieferungslage. Die editionsleitende These von den 12 Gesängen wird nirgends ausführlicher transparent gemacht. Sattler muß zu z. T. tiefgreifenden Umstellungen im Vergleich zu den Überlieferungsträgern, zur These vorgegeblicher Verwerfungen (z. B. Germanien) oder der Deutung von Texten als Proömien (z. B. Andenken) greifen.

Die FHA ist einer sehr ausführlichen und differenzierten Kritik unterzogen worden, die auch z. T. editionsphilologisch von allgemeinerer Bedeutung ist und an vielen Punkten auch für die StA gilt. Sie gilt als eines der ambitioniertesten und aufwendigsten Editionsprojekte der letzten Dekaden. Eine ganze Reihe von Detailproblemen entzündete sich an den Schwächen des Einleitungsbandes und kann in den Textbänden als behoben gelten. Für das Einführen von vom Standard abweichender kritischer Zeichen werden von der FHA technische Gründe ins Feld geführt. Kritisch angemerkt wurde immer wieder, daß

Transparenz kein Freibrief für willkürliche Deutungen sei und einige Textkonstitutionen sehr spekulativ oder von einer gewollten Absetzung gegen die StA motiviert seien, wobei das vierstufige Verfahren eher zur Camouflage editorischer Eingriffe werde. Fraglich scheint auch, inwieweit die Askese beim inhaltlichen Kommentar mit dem Popularisierungspostulat vereinbar ist und ob dem »neuen Leser« nicht zuviel zuge-traut oder zugemutet wird. Den Übersetzungen ist jeweils Interlinearversionen der von H. vermutlich herangezogenen Quellentexte beigegeben; sie sind in ihrer philologischen Qualität, hinsichtlich der verwendeten Quellen und der Verständlichkeit für nicht des Griechischen mächtige Leser nicht unumstritten.

Die Qualität der *Faksimiles* hat sich gegenüber dem Einleitungsband verbessert, bleibt aber aus technischen Gründen (gerasterter Offsetdruck statt dem aufwendigeren Lichtdruck) beschränkt; in den allermeisten Fällen ist sie jedoch ausreichend. Bei der »qualifizierten« *Umschrift* wurde angemerkt, daß sie durch die typographische Auszeichnung von Überarbeitungsphasen eine erste Deutung enthalte; sie wird von Sattler für unabdingbar gehalten, weil eine bloß räumliche Wiedergabe im Medium des Drucks die Verhältnisse der Handschrift unterkomplex darstellt und wesentliche Informationen unterschlägt. Die Festlegung auf drei Phasen ist durch technische Möglichkeiten und die Übersichtlichkeit begründet, jedoch zwangsläufig schematisch. Unklar ist, ob nur zeilenweise Korrekturen (Sattler FHA E, 18) oder aber eindeutig identifizierbare Überarbeitungsphasen des gesamten Textes (Groddeck 1978a) wiedergegeben werden; letzteres wird nicht konsequent umgesetzt. Die Wiedergabe späterer Phasen in fetterem Druck legt zudem eine teleologische Lesung nahe, die späten Fassungen den Vorzug gibt, eine Tendenz, die die Phasenanalyse bestätigt; Binder/Kelletat waren in ihrer *Friedensfeier*-Edition umgekehrt verfahren. Die »lineare Textdarstellung« rekonstruiert z.T. die Abfolge von Überlieferungsträgern, vor allem aber eine ideale Genese des Gedichts. Das Verhältnis dieser Idealgenese zu den in der Umschrift ausgezeichneten Überarbeitungsphasen bleibt offen. Im Allgemeinen wird die Darstellung der Phasen ohne begründenden Kommentar gesetzt, die Gründe für die editorischen Entscheidungen bleiben intransparent. Da die Vers-

zählungen der verschiedenen Phasen variieren, ist ein Vergleich ohne Verskonkordanzen aufwendig. Häufig kritisiert wurde der *Lesetext* und hier insbesondere die Konstitution nur auf Basis von Entwürfen. Hier kommt die pragmatische Rechtfertigung des Lesetextes im Sinne des Zugänglichkeitspostulats in Widerspruch zur Vorläufigkeit des edierten Textes und wird als inkonsequent angesehen. Dem Argument, daß damit latent doch wieder eine Trennung von Text und Varianten eingeführt werde, wurde entgegengehalten, daß der Lesetext ein Element einer vierdimensionalen Textpräsentation sei. Festzuhalten ist eine starke Tendenz zur Glättung im Lesetext, die insbesondere beim *Empedokles* moniert wurde. Insgesamt teilt die FHA mit der StA ein deutlich teleologisches Element, das sich hermeneutisch an einer prätendierten »letzte[n] Intention« (FHA E, 19) orientiert. Die FHA tendiert dazu, möglichst späte Fassungen zu geben; problematisch ist dies z.B. bei den Elegien *Stuttgart*, *Heimkunft* und *Brod und Wein*, wo die erst Jahre später erfolgten Überarbeitungen der Reinschriften in den Lesetext integriert werden.

Sattler und seine Mitarbeiter Wolfram Groddeck, Michael Knaupp, Michael Franz und Hans Gerhard Steimer haben von den 20 projizierten Bänden mittlerweile die Bände 6 (Elegien, 1976), 3 (Jambische und hexametrische Formen, 1977), 2 (Lieder und Hymnen, 1978), 14 (Entwürfe zur Poetik, 1979), 10/11 (Hyperion, 1982), 9 (Dichtungen nach 1806/Mündliches, 1983), 4/5 (Oden, 1984), 12/15 (Empedokles, 1985), 15 (Pindar, 1987), 16 (Sophokles, 1988), 17 (Frühe Aufsätze und Übersetzungen), 18 (Briefe I, 1993), 1 (Gedichte 1784–1789, 1995) und 7/8 (Gesänge, 2001) vorgelegt; die Bände 19/20 (Briefe, Dokumente) stehen noch aus. Die FHA schließt als Supplement Faksimileausgaben des 7 Homburger Foliobuchs und des Stuttgarter Foliobuchs ein.

Sattler brachte ab 1979 bei Luchterhand eine Leseausgabe heraus; sie war wegen des Fehlens der Faksimiles wie auch zwischen den Verlagen umstritten; sie wurde nach 15 Bänden 1986 eingestellt.

Neuere Teileditionen, Lese- und Studienausgaben

Die »gesamtdeutsche« Ausgabe von Günter *Mieth* (Berlin/Weimar und München 1970) basiert auf der StA. Allerdings werden einige Partien, die die StA den Lesarten zugeschlagen hatte, dem Text integriert, Entwürfe in kleinerer Type wiedergegeben. Die Orthographie ist modernisiert.

Unter dem Titel »*Bevestigter Gesang*«: *die neu zu entdeckende Spätdichtung bis 1806* versuchte Dietrich *Uffhausen* 1989 eine Neuauflage der Spätdichtung. Auf die geplante Handschriften-Faksimilierung konnte nach Erscheinen des Homburger Foliohefts 1986 als Supplement III zur FHA weitgehend verzichtet werden; die verbleibenden Faksimiles werden indes nicht mit einer Umschrift versehen, sie bleiben daher illustrativ. Uffhausen beanspruchte, eine Lese- und Studienausgabe mit kritischem Anspruch zu geben. Er gibt keinen klassischen Lesetext, sondern einen »mehrdimensionalen« Text, der die Lesarten in den Text zu integrieren versucht; dieser Text nähert sich einem Apparat und ist – intendiert – schwer zu lesen. Das Bestreben, wissenschaftliche Nutzbarkeit und Lesbarkeit in *einem* Text zu vereinigen, droht beide Anliegen zu verspielen. Fragwürdig sind die Intransparenz der Variantendarstellung oder die synoptische Zeilenparallelisierung völlig verschiedener Fassungen der sog. »Nachtgesänge«. Zudem nimmt Uffhausen die Unvermeidlichkeit von Interpretation bei der Textkonstitution als Lizenz für eine völlige Neuinterpretation des Spätwerkes im Gewande der Edition. Unter Rekurs auf eine Relativierung von H.s Geisteskrankheit à la Bertaux, auf die These einer prägenden formalen Pindar-adaption und auf H.s Rede von »gesetzlichen Kalkül« der Dichtung (StA 5, 195) will Uffhausen in der späten Dichtung formal regelmäßige Großhymnen (re)konstruieren, wobei er über die Baupläne zu verfügen beansprucht und die Handschriften in dieses apodiktisch präformierte Prokrustesbett zwingt. Bei Würdigung wichtiger Ansätze im Detail ist Uffhausens Ausgabe philologisch, methodisch und inhaltlich höchst umstritten und nicht allgemein anerkannt, was den Herausgeber in der Folge zu z. T. grober Polemik gereizt hat.

Die dreibändige Ausgabe der *Sämtlichen Werke und Briefe*, die Michael *Knaupp* zusammen mit

Hans Jürgen Malles (Gedichte bis 1795), Susanne Zwiener (Empedokles) und Michael Franz (Aufsätze) 1992/93 im Hanser-Verlag herausgebracht hat – daher auch »Münchner Ausgabe« (MA) –, versteht sich als Lese- und Studienausgabe, tritt aber mit dem Anspruch auf, die Texte anhand der Überlieferungsträger neu ediert bzw. die vorhandenen Editionen kritisch geprüft zu haben. Knaupp, der die Bände 4, 5 (Oden), 15 (Pindar) und 16 (Sophokles) der FHA mitediert hat, legt den Schwerpunkt auf Textkritik. Seine Prämisse ist ein möglichst große Nähe zu den Überlieferungsträgern. Er bringt, ein Novum unter den Studienausgaben, den Text in der Originalorthographie. Varianten werden nur in Auswahl gegeben – eine Verlegenheitslösung aus Raumnot, wie Knaupp einräumt. Die zahlreichen Abweichungen von StA und FHA werden im Kommentar wiedergegeben, so daß ein Vergleich möglich ist. Die Gedichtentwürfe werden chronologisch gegeben und nicht einer späteren Endfassung zugeordnet; dies verdeutlicht die Genese des Gesamtœuvres und den jeweiligen Schaffenskontext, trennt indes die Entwürfe eines Gedichts. Knaupp bringt das Homburger Folioheft komplett entlang der Handschrift, ohne damit irgendwelche Thesen eines größeren inhaltlichen Zusammenhanges zu verbinden; weder ein »Gesamtkunstwerk« (wie etwa bei Uffhausen) noch eine Aufteilung in einzelne Gedichte und in den Apparat auszulagernde Fragmente (wie etwa die StA) werden angesetzt; allerdings kann Knaupps »halbdokumentarisches« Verfahren, das Randnotizen »unter dem Strich« mitgibt, die komplexe Folio-Handschrift nur ungenau wiedergeben. Bei *Stutgard, Brod und Wein* und *Heimkunft* werden die frühere Reinschrift und die wesentlich spätere Überarbeitung entgegen der FHA als zwei Fassungen gegeben. Die Segmente des *Fragments philosophischer Briefe* (StA: *Über Religion*) (≠ Theoretische Schriften) werden überzeugend neu geordnet. Die Briefe von und an H. werden vollständig und in chronologischer Reihenfolge gegeben. Der inhaltliche Kommentar ist – gerade für eine Leseausgabe – extrem kurz gehalten; die Angabe von Varianten ersetzt ihn nicht, die Kontextualisierung bleibt fast ganz dem Leser aufgegeben. Der separate Kommentarband bringt noch einen Überblick über die Quellenlage, einige Lebensdokumente – u. a. aber *nicht* das Bücherverzeichnis von H.s Nachlaß – und ein ausführliches kommentiertes Namensverzeichnis.

Ebenfalls als Lese- und Studienausgabe angelegt ist die dreibändige Ausgabe von Jochen Schmidt, die 1992–1994 im »Deutschen Klassiker Verlags« (KA) erschienen ist. Schmidt stützt sich weitgehend auf den Text der StA, der nach Autopsie an den Handschriften geprüft ist, die Fassungen der FHA werden i.d.R. nicht berücksichtigt; textkritische Anmerkungen oder Varianten werden – wenn überhaupt – stiefmütterlich behandelt. Lediglich der Empedokleskomplex ist von Katharina Grätz komplett neu ediert worden und bietet eine Alternative zu StA und FHA; hier wird ein ausführlicher textkritischer Apparat beigegeben; der Text wird in originaler Interpunktion mit Beigabe von H.s poetologischen Glossen in einer auf Textglättung verzichtenden Form gegeben, die die Brüche der Entwürfe wiedergibt; das Fragment *Das untergehende Vaterland* ... wird in den Empedokleskontext integriert. Die Anordnung der Texte folgt häufig einem teleologischen Prinzip, d.h. Vorstufen werden der Endfassung zugeordnet, beim *Hyperion* folgen die – nicht ganz vollständigen – Vorstufen dem Romantext. Die Verserzählung *Emilie an ihrem Brauttag* ist zwischen dem Empedokles und den poetologischen Fragmenten versteckt. Aus den späten Entwürfen werden einzelne Komplexe herauspräpariert, der Rest in ein eigenes, fast unkommentiertes Kapitel verortet; Schmidt teilt hier die auf Ganzheit zielenden Vollendungsästhetik seines Lehrers Beißner. Die Briefe H.s werden vollständig, die an ihn nur in einer Auswahl separat wiedergegeben. Ob das *Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus* in eine H.-Ausgabe gehört, darf mittlerweile als unstritten gelten. Schmidt gibt den Text gemäß den Richtlinien des Klassiker-Verlages in modernisierter Orthographie; zwar kann man nicht von einer spezifisch H.schen Orthographie ausgehen, andererseits bleibt die Rekonstruktion des »originalen Lautstandes« ein spekulatives Konstrukt. Sehr ausführlich und von großer Gelehrsamkeit, wenn auch nicht immer ausgeglichen ponderiert ist der inhaltliche Kommentar, sowohl in den z.T. essayartigen Überblicks- als auch in den Stellenkommentaren. Der Schwerpunkt liegt weniger auf der kontemporären Einbettung als auf stoischen, neuplatonischen, pietistischen und poetologischen Traditionslinien und einem genieästhetisch grundierten Interesse am Schaffensprozeß. Er bietet dezidiert Interpretationen an. Bei

den Übersetzungen wird eine mögliche ästhetische Perspektive der traditionellen Fehlerphilologie geopfert.

Literatur

- Allgemein:* Bothe, Henning: »Ein Zeichen sind wir, deutungslos«. Die Rezeption H.s von ihren Anfängen bis zu Stefan George, Stuttgart 1992. – Volke, Werner/Bruno Pieger/Nils Kahlefeld/Dieter Burdorf: H. entdecken. Lesarten 1826–1993, (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft 17), Tübingen 1993. – Waleczek, Lioba: »Doch Vergangenes ist, wie künftiges heilig ...«. Zur Editionsproblematik der Stuttgarter und Frankfurter H.-Ausgabe, Baden-Baden 1994. – Zeller, Hans: Befund und Deutung, Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition, in: Martens, Gunter/Hans Zeller (Hg.): Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation, München 1971, 45–90.
19. Jh.: Kohler, Maria: Geschichte der H.-Drucke. Ausgaben, Handschriften, Dokumente, Tübingen 1961. – Steimer, Hans Gerhard (Hg.): Gustav Schlesier. H.-Aufzeichnungen, Weimar 2002.
- Zinkernagel/Hellingrath:* Hoffmann, Paul: Hellingraths »dichterische« Rezeption H.s, in: Kurz, Gerhard/Valerie Lawitschka/Jürgen Wertheimer (Hg.): H. und die Moderne. Eine Bestandsaufnahme, Tübingen 1995, 75–104. – Kaulen, Heinrich: Der unbestechliche Philologe. Zum Gedächtnis Norbert von Hellingraths (1888–1916), in: HJb 27 (1991/92), 182–209.
- Große Stuttgarter Ausgabe:* Allemann, Beda: Rezension der Großen Stuttgarter Ausgabe Bd. 2, in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 69 (1957/58), 75–82. – Beißner, Friedrich: Editions-methoden der neueren deutschen Philologie, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 85 (1964), 72–96. – Ders.: Aus der Werkstatt der Stuttgarter H.-Ausgabe, in: Ders.: H. Reden und Aufsätze, Weimar 21969, 251–265.
- Frankfurter Hölderlin-Ausgabe:* Groddeck, Wolfram: Über Methode. Entgegnung auf D. Uffhausens Rezension des Elegienbandes, in: Le pauvre Holterling 3 (1978), 35–54. – Martens, Gunter: Texte ohne Varianten? Überlegungen zur Bedeutung der Frankfurter H.-Ausgabe in der gegenwärtigen Situation der Editionsphilologie, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 101 (1982), 43–64. – Sattler, D[ietrich] E[berhard]: F. H., »Frankfurter Ausgabe«. Editionsprinzipien und Editionsmodell, in: HJb 19/20 (1975/77), 112–150. – Sattler, D[ietrich] E[berhard]/Wolfram Groddeck: Frankfurter H.-Ausgabe. Vorläufiger Editionsbericht, in: Le pauvre Holterling, Frankfurt/M. 1978, 5–19. – Thurmair, Gregor: Anmerkungen zur Frankfurter H.-Ausgabe, in: HJb 22 (1980–1981), 371–389. – Wackwitz, Stephan: Text als Mythos. Zur Frankfurter H.-Ausgabe und ihrer Rezeption, in: Merkur 44 (1990), 134–145.

Neuere Ausgaben: Burdorf, Dieter: Wie über H.s Spätwerk zu reden sei. Bemerkungen zur publizistischen Praxis Dietrich Uffhausens, in: Beyer, Uwe (Hg.): *Neue Wege zu H.*, Würzburg 1994, 547–559. – Gaier, Ulrich/Gerhard Kurz/ Bernhard Böschstein: Rezension der H.-Ausgaben von Michael Knaupp und Jochen Schmidt, in: *HJb* 29 (1994/95), 299–319. – Grätz, Katharina: Der Weg zum Lesetext. Editions-kritik und Neuedition von F H.s *Der Tod des Empedokles*, Tübingen 1995. – Groddeck, Wolfram: Über die »neu zu entdeckende Spätdichtung« H.s.

Oder: »Bevestigter Gesang« in ruinöser Edition, in: *HJb* 27 (1990/91), 296–313. – Groddeck, Wolfram: H.: Neue (und alte) Lesetexte. Oder vom Eigensinn der Überlieferung, in: *Text: Kritische Beiträge* 1 (1995), 61–76. – Knaupp, Michael: Rezension von *F.H., Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Jochen Schmidt, in: *Arbitrium* 13 (1995), 223–227. – Schmidt, Jochen: Rezension von *F.H., Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Michael Knaupp, in: *Arbitrium* 13 (1995), 216–225.

Stefan Metzger

Zeit und Person

Epoche

Französische Revolution

Die Französische Revolution 1789 ist das Epoche machende Ereignis, das Veränderungen und Umwälzungen in ganz Europa zur Folge hat. Alle Augen in Europa sind auf Frankreich gerichtet. Die einschneidenden Wirkungen der französischen Staatsumwälzung auf Deutschland werden mit Spannung verfolgt. Der Sohn der Französischen Revolution, Bonaparte, steht im Zentrum, er wird die Geschicke Europas und die Geschichte Württembergs bestimmen.

Mitten in diese aufregende Zeit wird H. hineingeboren. Wie viele seiner Generation ist er nicht nur ein genauer Beobachter der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung, sondern begeisterte sich auch für die Ideen der Französischen Revolution, die aus dem Geist der Aufklärung kamen, und verband damit die Hoffnung auf eine Veränderung im eigenen Land. An den revolutionärsbegeisterten Arzt und Naturforscher Johann Gottfried Ebel (1764–1830), der nach Frankreich ging und enttäuscht über die Verhältnisse berichtet, schreibt H. im Januar 1797: »Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles bisherige schaaamroth machen wird. Und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen. Je stiller ein Staat aufwächst, um so herrlicher wird er, wenn er zur Reife kömmt.« (StA 6, 229) Neueste Nachrichten kamen ins Tübinger Stift aus dem in Frankreich gelegenen Mömpelgard (Montbéliard), Grafschaft Württembergs seit 1597 (seit 1793 von den Franzosen besetzt, gehört sie seit 1801 wieder zu Frankreich). Jeweils sechs Studienplätze im Stift waren für die Mömpelgarder bestimmt.

Die gängige Meinung, H. habe sehr bald eine ablehnende Haltung gegenüber der Französischen Revolution eingenommen, identifiziert seine Einschätzung mit den Äußerungen über Marat (»der schändliche Tyrann«, StA 6, 88) und Bonaparte: durch den Staatsstreich des 18. Brumaire sei er »eine Art von Dictator geworden« (StA 6, 374). Link (H. – Rousseau, 1999) hat jüngst darauf hingewiesen, daß vor dem Hintergrund von Rousseaus *Contrat social*, insbeson-

dere des Kapitels *De la dictature*, das Wort »Diktator« keineswegs nur pejorativen Sinn habe. Festzustellen ist, daß es über H.s Begeisterung für Bonaparte vor dem 18. Brumaire keinen Zweifel gibt, und daß er an den republikanischen Zielen der Revolution trotz seiner Enttäuschung über die Ereignisse in Paris – »Ihr Urtheil über Paris ist mir sehr nahe gegangen«, schreibt er im November 1799 an Ebel (StA 6, 378) – festgehalten hat.

Bonaparte – Napoleon

Bonaparte war siegreich aus dem Italienfeldzug zurückgekehrt (März 1796 bis Oktober 1797) und besuchte als vom Direktorium Beauftragter den Rastatter Kongreß. Seit dem Frieden von Campo Formio (17. 10. 1797) galt er als Friedensbringer. Seine Proklamation vom 21. Brumaire VI (11. 11. 1797) löste Bewunderung aus: es ist das politische Versprechen einer republikanischen Unabhängigkeit für Italien – später wieder Thema bei der Consulta in Lyon (Januar 1802). Kurz nach dem Friedensschluß von Campo Formio wurde er durch das Direktorium (26. 10. 1797) Bevollmächtigter der Republik. Am 26. November, zwei Tage vor dem Beginn des Kongresses, ist er selber in Rastatt. Moreau hatte hier ein Jahr zuvor, im Juli 1796, Erzherzog Karl besiegt. Bonaparte empfing die Gesandten der verschiedenen Staaten. Die Österreicher hatten ihren Verbündeten die an Frankreich erteilten Konzessionen bezüglich der Abtretung der linksrheinischen Gebiete verheimlicht. Die deutschen Fürsten hofften, Entschädigungen aushandeln zu können – Säkularisation von kirchlichen Gütern standen zur Debatte. Österreich zeigte offenbar keine Eile in den Verhandlungen und machte sich zum Verteidiger der Interessen des Vatikans. Der Kongreß schien sich in die Länge zu ziehen, was Bonaparte möglicherweise ahnte. Er blieb sechs Tage und verhandelte unablässig. Österreich und Frankreich warfen sich gegenseitig Habgier und Egoismus vor. Die Österreicher treffen am 28. November 1797 ein; Bonaparte verläßt den Kongreß am 2. Dezember. Er wird nach Paris zurückgerufen. Sein Nachfolger ist Jean Baptiste Treillard. Im Frühjahr 1798 zog Bonaparte nach

Ägypten. Dort blieb er bis fast zum 18. Brumaire, an dem der Staatsstreich verübt wurde.

Bei seiner Rückkehr nach Paris wird Bonaparte mit einer Freiheitshymne empfangen und als Friedensstifter und Retter der Errungenschaften der Revolution gefeiert. Seine Rede galt vor allem besseren, organischeren Gesetzen. Dies beunruhigte die Liberalen; dennoch wurde er in das sogenannte Institut gewählt (25. 12. 1797), einem Zusammenschluß der aufgeklärten und enzyklopädischen Philosophie des Jahrhunderts. Dies ermöglichte ihm den entsprechenden Umgang mit Regierungskreisen. In dieser Zeit hatte sich seine Anschauung über Staatsführung bereits geändert. Die Veränderung war wohl wahrgenommen worden, und die Frage erhob sich: Wollte Bonaparte die Macht ergreifen? Ein Diktator, der die Direktoriumsmitglieder zu seinen Ministern machen würde?

Die ihm angebotene Führung der deutschen Armee schlug er aus, er blieb Hauptkommandant der englischen mit dem Plan, entweder Hannover oder Ägypten zu erobern. Nachdem Bonaparte nach Ägypten aufgebrochen war, geriet Frankreich zunehmend in eine weniger günstige Phase. Die zum Schutz gegründeten Schwesternrepubliken konnten ihre Aufgabe nicht wahrnehmen. Am 6. Juli 1798 brach Österreich die Verhandlungen auf dem Kongreß ab, der Krieg brach wieder los. Die Alliierten hatten doppelt soviel Truppen (320.000 Mann) wie die Franzosen.

Die Franzosen baten den Kongreß um rechtsrheinische Brückenköpfe, was gewährt wurde. Ferner erbat das Direktorium Hilfe gegen den Durchzug der Russen, die von der Ostsee her zu den verbündeten Österreichern vorstoßen wollten. Der Verweis auf den Regensburger Reichstag war für Frankreich ein *casus belli*. Am 1. 3. 1799 kam Jourdan bei Mainz über den Rhein; Bernadotte bei Speyer. Frankreich mußte etliche Niederlagen hinnehmen. Der Rastatter Kongreß hatte sich am 23. April 1799 aufgelöst.

Auch innenpolitisch sah sich Frankreich in einer schwierigen Lage. Das Direktorium wollte einen ständigen Präsidenten, um ein besseres Instrument der Kontrolle zu haben. Der Ruf nach einem neuen Machthaber setzt sich durch: die Macht eines einzigen, eines aus der Revolution kommenden Diktators oder eines republikanischen Generals? Joubert, der dafür in Frage kam,

wurde in Novi von den Russen geschlagen; er starb am 15. 8. 1799. Der ehemalige Stifter (†Kloster – Stift – Beruf) Reinhard schrieb als Außenminister an Bonaparte, er solle mit seinem ganzen Heer zurückkommen. Bonaparte landet am 12. 10. 1799 in Fréjus, über Korsika kommend. In Paris wird er als Großpazifikator gefeiert. Zu diesem Zeitpunkt befindet er sich wohl bereits in den Vorbereitungen zum Staatsstreich vom 18. Brumaire. Am 10. November 1799 ist er Erster Konsul. Das Ende der ersten französischen Republik ist damit besiegelt.

Unmittelbar nach dem Staatsstreich schickte Bonaparte General Duroc nach Berlin. Damit sind erste Schritte zum Frieden in Lunéville getan. Österreich hält Bonaparte nicht für der Lage gewachsen und unterschätzt dabei dessen starke Position in der Schweiz. Moreau siegt in Meßkirch, Gouvion Saint-Cyr in Biberach, Lecourbe in Memmingen und Nördlingen, Bonaparte in Marengo. Ein Teil Schwabens und Bayern gerät so unter französische Kontrolle. Im Frieden von Lunéville (Februar 1801) einigen sich Frankreich und Österreich: Österreich erkennt darin die französische Präsenz in Piemont, in der Lombardei und in Ligurien an, in der batavischen und in der helvetischen Republik. Am 21. Februar 1801 leitet der Staatssekretär Hawkesbury die Friedensverhandlungen von Amiens (März 1802) ein.

Bonaparte – Napoleon ist mehrmals Gegenstand von H.s Dichtung: Der Entwurf *Die Völker schwiegen* ... ist in die Zeit zwischen Herbst 1796 bis Anfang 1799 zu datieren. Er läßt sich auf die Zeit des ersten Koalitionskriegs (Ausbruch 1792, Höhepunkt 1796) beziehen, die Schlußverse womöglich auf Bonapartes zweiten Aufenthalt in Italien im Frühjahr 1797. (MA 3, 88) Der Oden-Entwurf *Buonaparte*, ebenfalls Fragment geblieben, entstand vermutlich Mitte oder gegen Ende 1797, vielleicht kurz nach dem Beginn des Rastatter Kongresses. In der Hymne *Dem Allbekannten* sind Orte genannt, die sich mit Bonaparte verbinden; hier findet eine Reflexion über den Friedensstifter und Versöhner der Völker Europas statt. Im *†Empedokles* könnten die drei Fassungen den verschiedenen Phasen der geschichtlichen Entwicklung entsprechen und jeweils reflektieren. Auch die korsische Idylle *Emilie vor ihrem Brauttag* gehört in diesen politisch-geschichtlichen Kontext.

Der Umweg H.s über Lyon auf dem Weg nach Bordeaux im Januar 1802 schließlich könnte nicht nur eine Pilgerfahrt zu Rousseau – H. wohnt in derselben Straße – gewesen sein, sondern auch mit Napoleon, der damals in Lyon erwartet wurde, zu tun gehabt haben. In diesem Sinn könnte auch die Rückreise über Paris im Mai/Juni 1802 verstanden werden.

Der Rastatter Kongreß (November 1797 – April 1799)

Der Frieden von Campo Formio 1797 (17. Oktober) bestimmte, daß Österreich auf die linksrheinischen Gebiete verzichten mußte. Der Rastatter Kongreß wurde im Dezember 1797 einberufen mit dem Ziel, daß auch die linksrheinischen Gebiete anderer deutscher Staaten an Frankreich abzutreten seien. Im März 1798 kam ein entsprechender Beschluß zustande. Strittig blieb die Frage der Entschädigung der deutschen Fürsten. Württemberg hatte schon 1795 die Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) an Frankreich verloren. Dies stellte einen ungelösten Streitpunkt zwischen dem württembergischen Herzog und dem Landtag dar. Deshalb schickte der Herzog wie auch der Landtag seine Vertreter zum Rastatter Kongreß.

Auf diesem Kongreß war Sinclair (♣Freundschaften) für den Landgrafen von Hessen-Homburg als Beobachter anwesend. Sein Auftrag war es, Geheimverhandlungen zu führen, Gebietsverluste hatte Homburg ja nicht zu einzuklagen. Sinclair hatte H. zur Teilnahme am Kongreß eingeladen. H. kam Mitte November 1798 nach Rastatt und blieb bis Anfang Dezember. Viele junge Republikaner, unter ihnen Freunde H.s und Freunde Sinclairs, waren anwesend; das Durchschnittsalter betrug dreiundzwanzig Jahre. Die Erfahrung der politischen Mächenschaften waren prägend für H.s künftige Auffassung bezüglich der Zukunft seines Vaterlandes und seiner Aufgabe als Dichter.

Durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor VI (4. September 1797) konnte Österreich auf einen günstigen Friedensschluß nicht hoffen. Öffentlich gab man eine Vergrößerung des Machtbereichs bekannt. In geheimen Artikeln jedoch mußte sich Österreichs Kaiser mit der Abtretung des größten Teils seiner linksrheinischen Gebiete

einverstanden erklären. Dabei blieben die linksrheinischen Besitzungen Preußens ausgeschlossen, da Österreich Preußen an der Entschädigung nicht teilhaben lassen wollte. Preußen hatte aber bereits 1795 mit Frankreich, ebenfalls in einem geheimen Artikel, seine Entschädigungsansprüche ausgehandelt. Nun sollten die Reichsstände auf dem Rastatter Kongreß mit Frankreich zu einem Friedensschluß kommen. Frankreich versuchte, seine Position durch die Bewegung linksrheinischer Demokraten zu verstärken. Die sogenannte cisrhenanische Bewegung wurde für die Pariser Ziele vereinnahmt: man wollte keinesfalls der Gründung einer unabhängigen Republik zusehen, vielmehr sollte diese Bewegung dafür genutzt werden, die eigenen Ziele, die Notwendigkeit des Anschlusses an Frankreich, durchzusetzen.

Bonaparte kam als Bevollmächtigter der französischen Deputation am 15. November 1797 nach Rastatt, reiste aber schon Anfang Dezember wieder ab. Der österreichische Kaiser hatte die Reichsstände per Dekret zur Beschickung des Kongresses aufgefordert. 800 Fremde zählt die Stadt im Januar 1798. Frankreich war in einer durchaus überlegenen Position. Zudem war die Schweizer Eidgenossenschaft zusammengebrochen (5. März 1798); eine Helvetische Republik wurde gegründet, die ein Bündnis mit Frankreich schloß (19. August 1798); Genf, Biel, Mülhausen gehörten bereits zu Frankreich. Die französische Delegation setzte im März 1798 ihr Ziel durch, die linksrheinischen Gebiete zu erhalten. Damit kamen 1,5 Millionen Deutsche unter französische Herrschaft. Die betroffenen Fürsten sollten nach dem Vorschlag Frankreichs mit rechtsrheinischen Gebieten durch Säkularisation entschädigt werden.

Die verschiedenen Verhandlungspartner versuchten rücksichtslos Vorteile auszuhandeln und machten vor politischen Intrigen nicht halt. Der Widerstand der deutschen Fürsten gegen den Kongreß wuchs. Die Absicht des Pariser Direktoriums war, die Beschränkung der Handlungsmöglichkeit von Österreich und Preußen. Das Mittel, dieses Ziel zu erreichen, sah Frankreich darin, die mittleren Reichsstände an sich zu binden. Württemberg befand sich in einer schwierigen Situation: Herzog und Stände traten nicht geschlossen auf. Die linksrheinischen Gebiete waren schon per Dekret an Frankreich abge-

treten. Nun wurde konkurrierend um eine entsprechende Entschädigung gekämpft.

H. äußert sich enttäuscht über diese Machenschaften (StA 6, 294) und beklagt den fehlenden Mut und die Engstirnigkeit der württembergischen Deputierten (ebd., 268). Schon in der Zeit, während H. dem Kongreß beiwohnte, sah man das Scheitern kommen. Die europäischen Monarchen wollten Frankreich in seiner Vormachtsposition schwächen. Die Gelegenheit schien günstig, als Bonaparte im Mai 1798 nach Ägypten zog. Zar Paul I. verbündete sich mit England (29. Dezember 1798) gegen Frankreich. Österreich mißfiel, daß es Frankreich gelungen war, alle linksrheinischen Gebiete an sich zu bringen. Die Entschädigung mußte zwangsläufig zu Lasten der kleinen Reichsstände geschehen, was einen Machtverlust der traditionellen Anhängerschaft des Kaisers bedeutete. Preußen hatte, anders als im Frieden von Campo Formio vereinbart, in Rastatt Entschädigung für seine linksrheinischen Gebiete erhalten.

Im Frühjahr 1799 kam es zum Ausbruch des Krieges. Anfang März 1799 drangen die Franzosen von Westen her in Württemberg ein und kamen rasch in südöstlicher Richtung voran. Bei Feldkirch wurde am 23. März Masséna von den Österreichern geschlagen; Jourdan wurde fast zeitgleich bei Ostrach und Stockach von Erzherzog Karl besiegt. Niederlagen mußte Frankreich auch in Italien hinnehmen. Als die Österreicher sich Rastatt nähern, löste sich der Kongreß auf. Mit einer Greueltat ging er jäh zuende: am 28. April 1799 wurden die drei französischen Gesandten bei ihrer Abreise überfallen, ihrer Papiere beraubt, zwei wurden getötet, einer konnte entfliehen. Frankreich rief zur Rache auf. Böhlendorff (↗Freundschaften) berichtet seinem Freund von Fellenberg von diesem Ereignis und kommentiert es als »gewiß große Sensazion in Deutschland – und noch größere in Frankreich. Diese Männer waren vielleicht ohne ihr Wissen und Wollen Märtyrer für den Sieg der Republikaner.« (StA 7.2, 136)

Württemberg

In Württemberg waren Herzog und Stände uneins. Herzog Carl Eugen, der H.s Studienzeit im Stift prägte, war 1793 gestorben. Ludwig Eugen

übernahm die Regierung, danach 1795–1797 der Bruder Friedrich Eugen. Sein Sohn Friedrich II. (1754–1816) kam Ende 1797 an die Regierung. Durch seine Erziehung kannte er die Prinzipien eines aufgeklärten Absolutismus. Seiner Überzeugung nach trat er für das herkömmliche monarchische System mit einem Beratergremium ein. Er fürchtete politische und gesellschaftliche Unruhen von Seiten der von der Macht ausgeschlossenen Schichten. Sein Machtstreben sollte sich rasch durchsetzen. Die Landstände (auch Landschaft genannt, waren das württembergische Ständeparlament, das die evangelischen Landesinteressen gegenüber dem katholischen Herzog Carl Eugen vertrat) wollte er schwächen. Diese hatten zunehmend Einfluß gewonnen, da die führenden Herzöge nachlässig waren. Friedrich duldet diese Machtbestrebungen nicht. Neuerungen und Reformen sollten vom Staat ausgehen, nicht durch die Landstände gefordert oder gar durchgesetzt werden. Der ideale Staat war für ihn ein streng organisierter Staat nach preußischem Vorbild; dem Herrscher allein sollten staatspolitische, wirtschaftliche und soziale Belange obliegen. Friedrich konnte durch seine familiären Beziehungen – Schwiegersohn des englischen Königs; Schwager des russischen Zaren und des Kaisers Franz – seine Position außenpolitisch absichern. Er erreichte, daß er allein für Württemberg das Sagen hatte und setzte sich nach dem Rastatter Kongreß in seinem Land auch innenpolitisch durch.

Nachdem Jourdan im März 1799 (Ostrach und Stockach) geschlagen war, schloß sich Friedrich der Zweiten Koalition an. Die Landesversammlung sprach sich für Neutralität aus, widersetzte sich somit dem Willen der Obrigkeit. Die Landesversammlung wurde Ende 1799 aufgelöst, der neue Landtag beugte sich dem Willen des Herrschers. Friedrichs Interessen richteten sich innen- und außenpolitisch ganz auf die Stärkung seines Machteinflusses. Als er jedoch sah, daß Frankreich zunehmend Siege errang, stellte er sich nach dem Frieden von Lunéville 1801 auf die Seite Frankreichs. Die Franzosen zeigten nun ihrerseits offen, was sie schon auf dem Rastatter Kongreß angestrebt hatten: sie suchten Verbündete auf der sicheren Seite, nicht bei Ständen, die von einer Regierung abhängig waren. 1802 wurde Friedrich reich für die abgetretenen linksrheinischen Gebiete entschädigt, zudem erhielt er den